1,60 DM / Band 287
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Wenn Satan sich die Hände reibt

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxembourg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Wenn Satan sich die Hände reibt

John Sinclair Nr. 287

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 03.01.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Wenn Satan sich die Hände reibt

Der Satan will alles!

Mit diesem einen Satz ist der Teufel leicht zu umschreiben. Seine Devise lautet: nicht kleckern, sondern klotzen. Sheila Conolly hatte er bereits in seinen Klauen. Mit ihr würde er sich aber nicht zufriedengeben, denn zur Familie der Conollys gehörten noch Bill und Johnny. Und der Teufel schmiedete einen raffinierten Plan, den Suko und ich leider zu spät durchschauten…

Welcher Mensch hatte den Satan je zufrieden lächeln sehen? Kaum jemand, aber Sheila Conolly wurde diese Ehre zuteil. Und für sie war es eine Ehre, sie gehörte seit kurzer Zeit zu den Dienern des Teufels.

Sogar freiwillig.

Der Teufel hatte ein gewaltiges Spiel eingeleitet, um Sheila Conolly in seine Klauen zu bekommen. Und er war nicht direkt an sie herangegangen, sondern über einen Vermittler.

Über Sheilas Vater.

Der Geist des verstorbenen Sir Gerald Hopkins hatte sich mit Sheila in Verbindung gesetzt und sie so beeinflußt, daß sie sogar ihre Familie vergaß und nur noch dem Teufel diente. Als er rief, kam sie und folgte ihm.

Und der Teufel triumphierte. Schließlich gehörte Sheila Conolly zum engeren Kreis um John Sinclair. An ihn selbst kam der Teufel nicht ohne weiteres heran, denn Sinclair besaß etwas, das wie eine Mauer wirkte.

Sein Kreuz!

Auf das achtete er besonders. Er hütete es, und es war sehr schwer, das Kreuz zu stehlen.

Selbst normale Killer der Mafia, die eigentlich für jeden Job gut waren, schreckten bei Sinclair zurück, denn er war Polizeibeamter, und da wurden gewisse Killer vorsichtig. Zudem zeigte sich die Position eines Logan Costello auch nicht mehr so gefestigt. Der Mafiaboß hatte in der letzten Zeit viele Federn lassen müssen.

Satan aber stand groß da. Er hatte seinen großen Auftritt gehabt, war wie Phönix aus der Asche gekommen und konnte sich in aller Ruhe die Hände reiben.

Solange sich andere gegenseitig umbrachten - er dachte da an Xorron, Pandora oder Shimada, nicht zuletzt auch an die Großen Alten -, wollte er im Hintergrund bleiben und abwarten.

Diesmal aber hatte er nicht gewartet, sondern zugeschlagen.

Und Sheila war voll in die Falle gelaufen.

Sie stand neben ihm. Beide befanden sich in einer Welt, die mit physikalischen Gesetzen nicht zu erklären war, sie schwebten gewissermaßen über den Dingen, und der Teufel war stolz darauf, diese Frau neben sich zu haben.

»Was willst du sehen, Sheila Conolly?« fragte er.

»Dein Reich!«

»Was meinst du damit?«

»Die Hölle!«

Da begann der Satan zu lachen. Er tat es laut und donnernd. Aus seinem häßlichen Maul quollen dabei grüne Schwefelwolken, die träge und ätzend stinkend verwehten.

»Weshalb lachst du?« fragte Sheila.

»Weil du immer noch den Begriff Hölle verwendest.«
»Stimmt etwas nicht damit?«
»Schon, aber die Hölle sieht anders aus, als du sie dir immer vorgestellt hast, Sheila.«
»Dann zeig sie mir.«
Der Satan schaute seine neue Verbündete an. In seinem dunklen Gesicht zuckte es. Er lachte wieder. »Gut, ich werde dir die Hölle zeigen und freue mich jetzt schon auf deine Überraschung.«
»Ja, bitte.«
Sheila wußte nicht, wo sie sich befanden. Sie hatten einen Dimensionswechsel hinter sich, und dieser Übergang hatte sich fließend gestaltet.
Obwohl sie nichts sah, spürte sie Widerstand unter ihren Füßen. Es war zwar dunkel, sie konnte dennoch sehen. Sie hörte, sie fühlte, sie tastete, es war alles wie auf der Erde, dennoch hatten sie diese längst verlassen.
»Die Hölle willst du sehen«, sagte der Teufel und nickte. »Ich zeige sie dir, schau nach vorn.«
Und Sheila hob den Kopf. Was sie in den nächsten Augenblicken zu sehen bekam, konnte sie nicht fassen. Es war unglaublich, aber es stimmte. Wie auf einer unendlich erscheinenden Filmleinwand breitete sich vor ihnen etwas aus.
Ozeane und Kontinente, gewaltige Länder und Meere, Städte und Wüsten, Wälder und Ebenen, Straßen, Flugzeuge, Autos, riesige Häuser und kleine Hütten…
Dieses Panorama lief vor ihren Augen ab, und sie sah die Menschen darin. Zerstörungen, Kriege, Grauen und Schrecken, aber auch Frieden und Lachen.
»Das ist die Hölle?« fragte Sheila.
»Genau.«
»Aber ich begreife nicht…« Sie schüttelte den Kopf. »Wie kann das die Hölle sein?«
»Wieso nicht?«
»Es ist das, was ich kenne. Was du mir gezeigt hast, ist unsere, ist meine Erde.«
»Du hast es erfaßt, Sheila Conolly. Du konntest einen Blick auf die Erde werfen und gleichzeitig in die Hölle. Denn Erde und Hölle sind das gleiche.«
Ein Satz, den Sheila zwar verstand, aber nicht begriff. Sie dachte darüber nach, doch der Teufel wollte ihr keine Zeit geben, er setzte vorher zu einer Erklärung an.
»Die Erde ist die Hölle. Auf diesem blauen Planeten wohnen Menschen, und die Menschen sind schlecht. Habgier, das Streben nach Macht und Reichtum kann sie zu kleinen Bestien machen, denn kein

Lebewesen ist schlimmer als der Mensch. Das weiß ich auch, deshalb helfe ich hin und wieder nach. Mein Einfluß ist vorhanden, niemand sieht ihn, man merkt ihn nur. Die Erde ist für mich die Hölle!«

»Ich begreife es trotzdem nicht. Es gab eine Zeit, da wurde uns die Hölle anders dargestellt.«

»Und wie?«

»Feuer, Qualen, ewiges Dahinsiechen, Schmerzen und Grauen. Der endlose Schrecken…«

»Auch das gibt es«, gab der Teufel zu. »Es gehört zur Erde. Die Menschen sind es gewohnt, in drei Dimensionen zu denken, ich aber denke in vielen. Und jede Dimension kann auch eine Welt für sich sein. Gib genau acht, Sheila.«

Der Satan trat einen Schritt vor und breitete die Arme aus. In diesem Moment kam er Sheila vor wie ein großer Zauberer, denn der Mantel, den er trug, flatterte in die Höhe, obwohl er von keinem Windstoß erfaßt worden war.

Und die Szene änderte sich.

Sheila hörte die Schreie.

Von einem Moment zum anderen gellten sie auf, und als sie sich umschaute, sah sie sich innerhalb einer völlig anderen Welt und Dimension.

Um sie herum loderten Flammen, deren Höhe sie nicht einmal schätzen konnte. Es war ein Inferno.

Brausen, Fauchen und Tosen.

Sheila bekam Angst. Etwas umkrampfte ihr Herz, sie wollte nach dem Satan schauen, aber der war von ihrer Seite verschwunden. Sheila stand allein inmitten der Flammen.

Dennoch sah sie ihn.

Sein Gesicht schimmerte plötzlich durch das Feuer. Eine dreieckige Fratze, widerlich anzusehen und von den lodernden Flammen umtanzt.

»Hier bin ich, Sheila Conolly!« brüllte er gegen das Tosen des Feuers an. »Hast du jetzt die Hölle, die du wolltest?«

»Ja! Aber ich…«

»Kein aber, Sheila. Wenn ich will, kann ich dich vernichten, denn du stehst inmitten des Höllenfeuers. Doch ich möchte es nicht, weil du eine Dienerin bist. Andere Menschen wären längst vergangen. Nach der Berührung mit dem Feuer werden sie zu Staub. Du gehörst zu mir und bist bereit, meine Pläne zu unterstützen, deshalb tut dir das Feuer nichts. Und sieh genau hin!«

Sheila sah die Bewegungen des Satans. Er spielte mit dem Feuer, denn es gehorchte ihm. Als er seine Arme ausbreitete, brachen die Flammen zusammen.

Nicht einmal ein Zischen oder Fauchen war zu vernehmen. Die

lodernden Arme verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren, und Sheila konnte wieder in eine andere Welt schauen.

Der Teufel eröffnete ihr eine neue Dimension. Eine Welt ohne Flammen, dafür mit einem ungeheuren Schrecken angereichert. Nebelschwaden zogen träge über eine verlassene Landschaft, in der es keine Vegetation gab. Alles war öde, leer und trostlos. Gewaltige Seen gerieten in Sheilas Blickfeld. Das Wasser darin schimmerte pechschwarz, und vom Grund der Seen stiegen Blasen in die Höhe, die wie gläserne Halbkugeln aufgebläht wurden, bevor sie zerplatzten.

Hände erschienen aus dem schwarzen Wasser. Monströse Klauen, die nach irgend etwas greifen wollten, aber nichts fanden und mit einem satten Schmatzen wieder verschwanden.

Die Szene wechselte.

Sheila bekam eine Welt zu sehen, in der der Schrecken regierte. Sie sah Dinge, die sie nie im Leben für möglich gehalten hatte. Unbeschreiblich grausame Gestalten, die folterten und töteten. Sie waren bewaffnet und kämpften gegeneinander.

Dazwischen schritten Zyklopen mit glühenden Augen. Gorillaähnliche Geschöpfe, die Dreizacke in den Händen hielten, um andere damit aufzuspießen. Es war das reine Chaos, In dem jeder gegen jeden kämpfte und nur der Stärkere überlebte.

»Auch das ist die Holle!« vernahm Sheila die Stimme des Teufels. »Ich habe dir nur drei Ausschnitte gezeigt, und die müßten reichen. Ich konnte dir noch vieles vor Augen führen, denn die Hölle ist so vielschichtig, daß sie mit dem menschlichen Verstand einfach nicht erfaßt werden kann. Es gibt unzählige Arten und Variationen, und in jeder Dimension existiert ein Herrscher.«

»Sind sie dir alle wohlgesonnen?« fragte Sheila.

»Nein, nicht alle. Es gibt Unterschiede, weil ein jeder die Macht haben will. Auch ich muß kämpfen, denn große Götter aus uralter Vergangenheit wollen die Herrschaft über alles bekommen. Doch sie haben sich geschnitten. Ob es die Großen Alten sind, die Götter ferner Mythologien, sie werden sich im Kampf um die Macht gegenseitig zerfleischen. Aber das sind die großen, gewaltigen Dinge, die dich nicht zu stören brauchen. Auch ich behalte die Feinde nur im Auge, reagiere aber, wenn sie mir zu nahe kommen. Wir haben einmal einen Pakt geschlossen und gleichzeitig einen Trennungsstrich gezogen. Auf der einen Seite existiert die Hölle mit mir an der Spitze, auf der anderen die Magie der alten Götter. Auch sie will das Chaos, das Böse, ich bin gespannt, wer gewinnt.«

»Dann streitet ihr euch um die Welt und um die Menschen?« fragte Sheila.

»So ist es.«

»Wann wird der Kampf entschieden sein?«

Der Satan hob seine eckigen Schultern, und sein Gesicht verzog sich in die Breite. »Das kann schon morgen geschehen, aber auch in 1 oder 10 000 Jahren. Wir stehen erst am Beginn. Jede Seite ordnet noch ihre Reihen und versucht, so viele Diener wie möglich zu bekommen. Du gehörst jetzt zu mir.«

Sheila nickte. »Wie mein Vater.«

»Auch er.«

»Wo ist er?« fragte sie.

Der Teufel lachte, und seine Augen wurden plötzlich zu kleinen Flammenrädern. »Dein Vater ist tot.«

Sheila erschrak. »Aber ich habe ihn gehört. Sein Geist muß noch existieren. Er sprach zu mir…«

»Körper und Geist sind zwei verschiedene Dinge. Der Körper kann ruhig sterben, aber der Geist muß vorhanden sein. So ist es bei deinem Vater. Er hat auch der Hölle gedient, und ich habe ihn in eine Dimension geschickt, in der Geister leben und warten.«

»Darf ich ihn sehen?«

»Wozu?«

»Ich möchte mich davon überzeugen, daß er es tatsächlich ist…«

Der Satan unterbrach die Frau durch sein rohes Lachen. »Wozu willst du dich überzeugen? Du kannst ihn nicht sehen. Er ist feinstofflich, wie man immer sagt. Dein Vater besitzt keinen Körper mehr. Er ist nur noch Energie und schwebt durch die Dimension des Schreckens und der Geistwesen. Wie viele andere auch. Du kennst Henry Torry und die anderen noch?«

»Natürlich.«

»Auch die Geister ihrer Ahnherren befinden sich in der Dimension, wo sich dein Vater aufhält. Es ist eine Wartestellung. Irgendwann werden sie gebraucht, und dann bin ich da!«

»Ja, vielleicht hast du recht.«

Der Teufel trat einen Schritt zur Seite und streckte seinen mit schwarzem Fell bedeckten Arm aus. Er legte ihn auf Sheilas Schulter. »Du aber gehörst zu mir, nicht wahr?«

Sheila nickte.

»Fühlst du dich einsam?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Es ist noch alles neu für mich…«

»Und du reagierst zu menschlich, Sheila. Du warst bisher nur auf deinen Vater fixiert. Das kannst du jetzt lassen.«

»Wieso?«

»Ich bin dein Herr und Meister. Vergiß deinen Vater. Es gibt nur einen, der dir etwas zu sagen hat, und das bin ich!«

Sheila hörte die Worte und ballte die Hände. Hätte sie sich in ihrem normalen Lebenskreis befunden, wäre sie vielleicht davongelaufen. So

aber runzelte sie die Stirn und begann nachzudenken.

Dem Teufel hatte sie eigentlich nicht dienen wollen. Es war ihr allein um ihren Vater gegangen. Ihn konnte sie nicht sehen, sie sollte ihn sogar vergessen, und das paßte Sheila überhaupt nicht. Wenn sie ihren Vater nicht sah, dann wollte sie auch nicht…

Da wurden ihren Gedanken unterbrochen, denn der Satan hatte eine magische Sperre errichtet. Es gelang der Frau nicht mehr, näher über ihr Schicksal zu sinnieren. Alles was menschlich war, wollte Asmodis ausradieren.

Das gelang ihm.

Er bemerkte Sheilas Verlegenheit und begann zu grinsen. Die Frau schaute nicht in sein Gesicht, sonst hätte sie den Triumph vielleicht gesehen, Sheila wunderte sich nur, daß sie aus eigener Kraft ihre Gedanken nicht mehr so in die Reihe bekam oder formulieren konnte, wie sie es gern gewollt hätte.

Sheila Conolly befand sich schon zu stark unter der Knute des Höllenfürsten.

»Freust du dich nicht?« fragte der Satan lauernd.

»Ich… ich weiß es nicht«, erwiderte Sheila flüsternd. »Freuen ist etwas anderes.«

»Du brauchst Unterstützung, wie?«

»Ja, ich…«

»Möchtest du Freunde sehen?«

Sheila verzog das Gesicht. Bei dem Begriff Freunde dachte sie sofort an John Sinclair und dessen Partner Suko. »Nein, ich habe keine Freunde mehr. Sie sind zurückgeblieben…«

Asmodis ließ sie nicht ausreden. »Es ist wunderbar, daß du so denkst, kleine Sheila. So habe ich es auch haben wollen, aber ich meine andere Freunde.«

»Wen?«

»Alle Monstren in den Dimensionen, die ich beherrsche. Aber auch Menschen, die mir zugetan sind.«

»Kenne ich sie?«

»Natürlich.«

»Wer ist es?«

»Schau nach vorn!«

Das tat Sheila auch, und abermals veränderte sich die Landschaft um sie herum. Sie blickte nicht mehr in die Schwärze hinein und auch nicht in andere Welten, sondern sah etwas völlig Natürliches.

Ein Mensch kam auf sie zu - eine Frau wie sie. Blonde Haare, lächelnd, die Arme ausgestreckt.

Eine Person, die Sheila kannte.

Jane Collins!

***

»Willkommen, kleine Sheila«, sagte Jane Collins, blieb stehen und verneigte sich ein wenig. »Ich treue mich sehr, daß auch du den richtigen Weg gefunden hast.«

Sheila war sprachlos. Das sah auch der Teufel, und abermals rieb er seine Klauen. Es war seine Stunde, er triumphierte und zeigte dies auch.

»Erkennst du mich nicht mehr, kleine Sheila?«

»Jane, ich…«

Die Hexe Jane Collins nickte »Ich kann mir vorstellen, wie überrascht du bist, aber irgendwann einmal findet jeder den richtigen Weg. Und der führt nun mal in die Hölle und zum Teufel.«

Sheila schüttelte den Kopf. Sie schaute auf den Satan, sah danach wieder Jane an und konnte es nicht fassen. »Aber du wolltest mich töten, Jane. Ich erinnere mich daran, als du in meinem Haus warst…«

»Das ist vergessen, Sheila. Damals hast du noch nicht zu uns gehört. Heute ist das etwas anderes. Du gehorchst ihm. Ich gehorche ihm ebenfalls.. So sind wir Partnerinnen. Verstehst du das?«

Sheila nickte. Reden konnte sie nicht. Sie mußte sich erst auf die neuen Gegebenheiten einstellen. Bisher waren sie und Jane Collins Feinde gewesen. Todfeinde sogar. Und sie dachte wieder daran, daß Jane sie hatte umbringen wollen.

Diesmal jedoch standen sie zusammen.

Aus Feinden waren Verbündete geworden. Die Macht der Hölle hatte dafür gesorgt.

Sheila holte tief Luft. Sie schaute in das lächelnde Gesicht der ehemaligen Detektivin und sah, daß Jane Collins ihren rechten Arm ausstreckte und Sheila die Hand entgegenhielt.

»Schlag ein!«

Sie zögerte, warf dem Teufel einen fragenden Blick zu. Der Satan nickte.

»Was überlegst du noch, Sheila Conolly. Schließe den Pakt mit Jane Collins. Sie dient mir ebenso wie du. Nur bist du ein Mensch und sie eine Hexe, aber das spielt keine Rolle. Jedenfalls bist du die zweite aus dem Kreis um John Sinclair. Weitere werden folgen.«

Sheila holte tief Luft. »Du willst sie alle zu dir holen?«

»Weshalb nicht?«

»Auch John Sinclair?«

»Nein. Ihn und Suko werde ich natürlich töten. Aber ich denke an deinen Mann Bill. Er liebt dich, und er würde alles tun, um dich zurückzubekommen.«

»Und dann?«

»Landet er hier bei uns!« Sheila lächelte plötzlich. Sie steckte schon so tief in dem teuflischen Kreis, daß es ihr nichts mehr ausmachte. Zudem war es interessant, wenn sich sie und Bill woanders

wiedertrafen.
»Er wird kaum kommen?« Jane Collins lachte.
»Das überlasse mal mir und dem Teufel. Wir kennen da einige Tricks.«
»Und was ist mit Johnny?«
»Erinnerst du dich noch an Lydia?«
»Ja, das Teufelskind.«
»Sehr richtig«, erklärte Jane. »Damals haben wir es versucht, es aber nicht geschafft. Wenn Johnny jedoch von seiner Mutter gerufen wird, kommt er sicherlich freiwillig, und er wird zu dem, was auch Lydia einmal war. Zu einem Teufelskind.«
Es war ein wenig viel, was auf Sheila Conolly einstürmte. Sie wankte zur Seite und bemerkte, daß ihre Knie anfingen zu zittern. Was ihr Jane Collins da mitgeteilt hatte, war kaum zu glauben. Es taten sich gewaltige Dimensionen auf, falls die Pläne klappten. »Einverstanden?« fragte Jane.
»Ja!« Das Wort klang zögernd.
»Dann schlag ein!«
Sheila wartete noch einen Moment. Sie schaute auf die leicht gekrümmte Hand der ehemaligen Detektivin, nickte und griff zu.
Mit diesem Handschlag besiegelten die beiden ihren Pakt. Daß sich Sheila damit gegen ihre eigene Familie gestellt hatte, kam ihr zwar in den Sinn, doch die dachte nicht näher darüber nach.
Die anderen Dinge waren wichtiger. Der Satan hatte ihr viel gezeigt und sie damit geblendet. Sheila war, wie viele andere Menschen vor ihr, auf die Tricks des Teufels abgefahren…

***

Wenn sich jemand in Bill Conollys Lage hineinversetzen konnte, dann war ich es.
Ich brauchte nur daran zu denken, wie es mir ergangen war, als Jane Collins damals die Seite wechselte. Ich hatte Depressionen bekommen, und so erging es auch Bill.
Nur hatte es ihn noch schlimmer getroffen, denn er war mit Sheila verheiratet. Zudem hatten sie einen Sohn, der von all dem Schrecken nichts ahnte.
Aus Bill Conolly war ein gebrochener Mann geworden. Nach dieser schrecklichen Nacht, in der Sheila verschwunden war, folgte ein Tag voller Warten, Hoffen und Bangen. Während Bill in seinem Haus zusammen mit Shao zurückgeblieben war, hatten Suko und ich mit Sir James konferiert. Unser Chef war mehr als entsetzt gewesen, als er erfuhr, was sich ereignet hatte, und er konnte es kaum glauben.
Wir hatten diskutiert, nach Möglichkeiten gesucht, Sheila wieder zurück zu holen, und besonders Suko tat sich dabei hervor, denn daß

es zu alldem gekommen war, daran gab er sich die Schuld.
Wir konnten es ihm auch nicht ausreden. Immer wieder fing er davon an, und er wollte Sheila wieder zurückholen.
Suko war genau in dem Augenblick in den Keller gesprungen, als ich mein Kreuz auf Sheila geworfen hatte. Das Kreuz hatte nicht Sheila getroffen, sondern Suko. Aus diesem Grunde war es dem Teufel gelungen, Sheila zu sich zu holen.
Sir James und ich konnten reden, wie wir wollten, Suko war einfach nicht zu überzeugen.
Quälend langsam vergingen die Stunden des Tages. Für den Abend hatten wir bereits einen Plan gemacht, denn wir wollten Bill Conolly auf keinen Fall allein lassen.
Hin und wieder telefonierte Shao mit uns. Sie berichtete, wie apathisch Bill war und daß er nur in der Ecke hockte und grübelte. Er war kaum ansprechbar, nur hin und wieder seufzte oder stöhnte er auf.
Kurz vor Feierabend trafen wir uns zu einer letzten Besprechung bei Sir James.
In seinem Büro herrschte eine bedrückende Atmosphäre. Kein Lächeln kerbte unsere Lippen, es fiel kein Scherz, wir nahmen schweigend auf den Stühlen Platz und warteten ab.
Der Superintendent nahm einen Schluck von seinem Magenwasser.
Dann schaute er uns an. »Es sind einige Stunden vergangen«, erklärte er. »Und man hat ein wenig Distanz gewonnen. Vielleicht können wir davon ausgehen, daß es uns nicht möglich sein wird, Sheila Conolly zu befreien. Wir haben ja Pläne geschmiedet und sie wieder verworfen. Was, denken Sie, hat die Entführung für einen Sinn gehabt? Und was steckt dahinter?«
Ich gab die Antwort. »Sir, wir müssen es realistisch sehen. Ich glaube, daß Sheilas Entführung erst der Beginn einer gewaltigen Kampagne des Satans ist.«
Unser Chef sah es so, wie ich es wollte. »Sie meinen, John, daß Sheila erst ein Anfang ist?«
»So ähnlich.«
Sir James legte die Stirn in Falten und fragte: »Was kann man dagegen tun?«
»Wenn wir seine Pläne wüßten, könnten wir ihm zuvorkommen.«
»Sicher, aber die kennen wir nicht.«
»Ich meine«, sagte Suko, »daß sich Asmodis das schwächste Glied in der Kette aussuchen wird, um dort den Hebel anzusetzen.«
»Das wäre Sheilas Familie«
»Genau, Sir.«
Der Superintendent befand sich in einer Zwickmühle. Wenn Suko mit seiner Vermutung tatsächlich recht behielt, konnte es für Bill Conolly

böse ausgehen, aber auch für den kleinen Johnny. Um dem entgegenzuwirken, mußten wir die Familie der Conollys praktisch unter Kontrolle halten, wobei wir unseren anderen Job vernachlässigten. Im Klartext bedeutete dies: Griffen Dämonen oder finstere Mächte an irgendeiner anderen Stelle oder einem anderen Ort dieser Welt an, so waren uns die Hände gebunden, und wir mußten ihnen dort das Feld überlassen, weil wir uns um die Conollys kümmerten.

Keine leichte Entscheidung.

»Tag und Nacht bewachen, John. Es wird schwer sein«, sagte Sir James. »Es kümmert sich zwar Shao um das Kind, doch sie ist einem konzentrierten Angriff der Hölle hilflos ausgeliefert.«

Harte Worte, die stimmten.

Suko senkte den Kopf. Sir James hatte Shao angesprochen. Sein Verhältnis zu ihr konnte man mit dem vergleichen, das Bill zu seiner Frau Sheila hatte.

Was also war zu tun?

»Suchen und finden Sie einen Kompromiß«, sagte Sir James und schlug mit den flachen Händen auf seine Schreibtischplatte. »Wir können leider nicht diese Stellung hier verlassen.«

»Wir müßten uns trennen.« Suko schaltete schnell. Er ahnte, was Sir James wollte.

»Ja, das meine ich damit. Ich bin bereit, Ihnen, Suko, zwar keinen Sonderurlaub zu geben, Sie aber trotzdem abzustellen. Das heißt, Sie und Shao werden bei den Conollys wohnen. Vorausgesetzt, daß sich Bill damit einverstanden erklärt.«

»Und John?«

Sir James lächelte. »Bleibt als Einsatzreserve im Büro, denn Dämonen können überall zuschlagen. Überlegen Sie sich die Sache, meine Herren. Es ist meiner Ansicht nach die einzige Chance, die wir besitzen.«

Ich schaute Suko an, er blickte in mein Gesicht. Beide hatten wir keinen besseren Vorschlag, und ich nickte.

»So könnten wir es machen«, stimmte ich meinem Chef zu.

»Sind Sie denn bereit, Suko?« fragte Sir James.

»Immer.« Mein Freund lachte hart auf. »Schließlich trage ich einen Großteil der Schuld, daß es dazu gekommen ist.«

»Hör doch auf!« fuhr ich Suko an. »Keiner hat Schuld. Ich hätte Sheila ja auch schon vorher packen können.«

»John, du…«

»Bitte keinen Streit!« mischte sich Sir James ein. »Wir müssen einen klaren Kopf behalten, und ich hoffe, daß Mr. Conolly ihn auch behält. So schwer es ihm fallen wird.«

»Ja, das hoffen wir auch, Sir.«

»Da ist noch etwas«, sagte Sir James. »Es betrifft ein anderes Thema. Ein Vorgesetzter hat sich über Sie beschwert, John, und droht mit disziplinarischen Maßnahmen.«

»Nolan, nicht wahr?«

»Ja. Er hat alles schriftlich fixiert und klagt Sie an, daß Sie einen Mörder laufen lassen wollten.«

»Das ist doch Unsinn!«

Sir James nickte. »Ich weiß, aber machen Sie das Nolan einmal klar. Es wird schwer genug sein. Außerdem fühlt er sich von Ihnen nicht ernst genommen. Sie hätten ihm sehr patzige Antworten gegeben, und dies vor Zeugen, John.«

Es stimmte, was mir mein Chef vorhielt, aber ich hatte nicht vorgehabt einen Mörder laufenzulassen. Im Gegenteil, Henry Torry war mit unheimlichen Kräften ausgestattet gewesen, er hatte sogar die Gitter seiner Zelle verbogen und hätte die diensttuenden Beamten nur in größte Lebensgefahr gebracht. Also war es Unsinn, was Nolan da berichtete, aber das konnte man ihm, der die Position eines Chiefsuperintendenten bekleidet, kaum klarmachen. Er hatte da seine eigene Vorstellungswelt.

»Muß ich mich darum auch noch kümmern?« erkundigte ich mich.

Sir James schüttelte den Kopf. »Sie haben Probleme genug, John. Nein, das erledige ich. Aber Nolan wird in Zukunft nur noch sauer auf Sie sein, denn so eine Blamage vergißt er nicht.«

»Es ging eben nicht anders.«

Suko warf einen Blick auf die Uhr. Sir James verstand das Zeichen und erhob sich. Er reichte uns die Hand. »Versuchen Sie alles, meine Herren. Nicht auch noch Sheila Conolly. Jane Collins und Nadine Berger reichen, wie ich meine.«

Da hatte er uns aus der Seele gesprochen. Aber was sollten wir machen? Die andere Seite nahm darauf keine Rücksicht.

Wir verließen das Büro unseres Chefs, gingen durch den Gang und steuerten unseren gemeinsamen Büroraum an.

Glenda Perkins war noch nicht nach Hause gegangen. Auch sie hatte ja mal bei den Conollys gewohnt. Ihr Verhältnis zu dieser Familie konnte man als herzlich bezeichnen.

»Wie ist es gelaufen?« fragte sie uns.

Ich berichtete von unserem Plan.

Glenda nickte. »Ja, das wird wohl das beste sein, was ihr unternehmen könnt. Wenn ich euch irgendwie helfen kann, dann…«

Ich strich über ihr Haar. »Das ist lieb gemeint, Glenda, aber diese Sache müssen wir allein durchstehen.«

Glenda Perkins legte ihre Hände auf meinen Arm. »Ganz ehrlich, John. Glaubst du, daß eine Chance besteht, Sheila wieder aus den Klauen des Teufels zu reißen?«

»Ich hoffe es.«
»Aber sicher seid ihr nicht?«
»Nein, du weißt selbst, welch eine Macht der Satan besitzt. Denk nur an Jane Collins. Oder an dich selbst. Du hast es schließlich auch erlebt, als er sich verwandelte und du dich sogar in ihn verliebt hast.«
»Ja, das stimmt.«
»Komm, wir gehen!« Suko drängte. Er wollte etwas unternehmen und mußte einfach aktiv werden.
Glenda fiel noch etwas ein. »Da wäre noch eine Sache, John. Jane Collins steht ja auch auf der Seite der Hölle. Wäre es möglich, daß Sheila mit ihr zusammentrifft?«
An diesen Aspekt hatte ich noch nicht gedacht. Damit lag unsere Sekretärin nicht einmal falsch. Es war möglich, daß auch Jane Collins eingriff, um Sheila zu überzeugen.
Ich bekam leichtes Magenziehen, als ich erwiderte: »Ich will nicht hoffen, daß es Jane gelingt, Sheila zu einer Hexe zu machen.«
»Dann dreht Bill durch!«
»Nicht nur er«, erwiderte ich. »Es gibt da noch den kleinen Johnny. Wenn ich an ihn denke…« Nein, ich winkte ab und schüttelte den Kopf.
»Das ist zu schlimm.«
»Alles Gute!« sagte Glenda mit kratziger Stimme, bevor wir endgültig gingen.
Wir fuhren mit getrennten Fahrzeugen los. Suko nahm seine Harley, ich den Bentley.
Es wäre der erste Abend und die erste Nacht, die Bill Conolly ohne seine Frau Sheila erleben würde.
Nicht nur er würde davor Angst haben, mir erging es ebenfalls so. Und ich war mir sicher, daß der Teufel sich noch einige besondere Gemeinheiten ausgedacht hatte…

***

Shao öffnete uns.
Um ihre Lippen zuckte ein erleichtertes Lächeln, als sie uns sah. Allerdings konnte dieses Lächeln nicht die Leichenblässe verbergen, die auf Shaos Haut lag.
»Kommt rein!« sagte sie nur.
Suko nahm seine Freundin in die Arme und drückte sie kurz an sich.
Danach betraten wir das Haus, in dem ich den letzten Winkel kannte. Ich hatte mit meinen Freunden frohe und auch weniger frohe Tage hier erlebt. Einmal hatte sogar Bill durchgedreht und mich erschießen wollen, um seine Familie zu retten.
Doch eine Atmosphäre, wie sie an diesem Abend in dem Bungalow herrschte, hatte ich noch nie erlebt. Es war fürchterlich. Eine

beklemmende Stille umgab uns. Niemand sagte etwas. Wir hörten weder Bill, Johnny noch sahen wir etwas von Nadine. Sie alle schienen unter einer Glocke des Schweigens zu leben.

Shao und Suko standen zusammen. Keiner sprach. Shaos Gesicht zeigte Erschöpfung, und ich fragte sie: »Wo steckt Bill?«

»Er sitzt in Sheilas Arbeitszimmer.«

»Und?«

»Ich weiß nicht, ob er überhaupt bemerkt hat, daß Besuch da ist. Er ist nicht ansprechbar.«

»Und Johnny?«

Da hob Shao die Schultern. Hilflos war diese Geste. »Ich habe ihm erzählt, daß seine Mutter verreist wäre. Er hat es zum Glück geglaubt und stellt keine Fragen. Jetzt spielt er mit Nadine in seinem Zimmer. Die Wölfin weicht keinen Schritt von seiner Seite. Ich habe das Gefühl, daß sie etwas gespürt hat.«

»Da liegst du meiner Ansicht nach richtig«, erwiderte ich. Nadine ist sensibler als wir Menschen.

Wie aufs Stichwort kam sie an. Ein Schatten huschte durch den Gang, dann war sie bei uns und rieb ihren Körper gegen unsere Beine. Ich ging in die Knie, nahm ihren Kopf in beide Hände und begrüßte sie so, wie ich es immer tat.

»Onkel John und Suko. Ihr seid ja da!« Johnnys Stimme schallte hell durch den Gang.

Ich blieb in der Hocke, breitete die Arme aus und fing Johnny auf, der hineinrannte. Der Kleine preßte sich an mich. Wange an Wange hörte ich seine Stimme. »Mummy ist verreist, Onkel John.«

Ich mußte mir die Kehle freiräuspern, um etwas zu entgegnen. »Ich weiß, mein Kleiner.«

»Wann kommt sie denn zurück?«

»Kann ich dir nicht sagen.«

Johnny drehte sich, befreite sich aus meinem Griff und schaute mich an.

»Aber Shao ist auch nett«, sagte er.

»Sicher, mein Kleiner, bestimmt sogar.«

»Nur Daddy ist komisch.«

»Wieso?«

»Ich sehe ihn kaum. Er spricht nicht und sitzt nur in seinem Zimmer.«

»Daddy muß viel arbeiten«, erklärte ich.

Johnny schüttelte den Kopf. »Ich glaube, daß er traurig ist, Onkel John. Wegen Mummy.« Er zog die Nase hoch. »Kannst du nicht dafür sorgen, daß sie zurückkommt?«

»Sie wird schon kommen.«

»Vielleicht bringt sie mir etwas mit. Aber sie hat nicht auf Wiedersehen gesagt.«

Johnny hatte so recht. Aber was sollte ich darauf erwidern? Nichts, ich konnte nichts sagen. Es war einfach zu schrecklich und schlimm. Die Wahrheit würde Johnny nicht begreifen. Wir selbst begriffen sie ja kaum.

»Ich mache uns etwas zu essen«, sagte Shao und strich über das blonde Haar des Jungen. »Hilfst du mir in der Küche?«

»Ja, Shao. Machst du was aus China?«

»Mal sehen.«

»Komm, Nadine, wir gehen!«

Die Wölfin hörte auf den Kleinen. Bevor sie hinter ihm herging, schaute sie mich noch einmal an. Ich las in ihren Augen ein gewisses Maß an Traurigkeit, aber auch eine Warnung.

Tief atmete ich ein. »Ich werde mit Bill reden. Willst du mitgehen, Suko?«

»Nein, es ist besser, wenn ihr allein seid. Du kennst ihn länger als ich. Er wird dir mehr vertrauen.«

»Okay, bis gleich dann.«

Den Weg kannte ich im Schlaf, aber noch nie im Leben war es mir so schwer gefallen, ihn auch zu gehen. Zögernd setzte ich meine Schritte.

Ich kam mir vor wie ein Fremder, ein Störenfried, der in die Intimsphäre eines anderen Menschen eindrang.

Vor der Tür blieb ich stehen. Als ich die Hand hob, um anzuklopfen, bemerkte ich, wie sehr meine Finger zitterten. Ich gab mir einen innerlichen Ruck und pochte gegen die Tür.

Keine Reaktion.

Auch bei meinem nochmaligen Klopfen meldete sich kein Bill Conolly.

Das Zimmer schien leer zu sein.

Daran wollte ich nicht glauben, öffnete, schaute hinein und sah, daß dem nicht so war.

Bill hockte in einem Sessel. Er hatte ihn so gedreht, daß er sowohl auf Sheilas Schreibtisch als auch zur Tür schauen konnte. Er mußte mich einfach gesehen haben.

Er reagierte nicht.

Wie ein stummes Denkmal blieb der Reporter sitzen und starrte vor sich hin. So sacht wie möglich drückte ich die Tür wieder ins Schloß und näherte mich meinem Freund mit lautlosen Schritten. Erst als ich in seiner Nähe war, sprach ich ihn an.

»Bill, hörst du mich?«

Der Reporter zuckte zusammen, als hätte er von mir einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Er schaute mich an.

Es war ein fremdes Gesicht, in das ich schaute. Grau die Haut, leblos die Augen, trübe der Blick. Die Mundwinkel zeigten nach unten, dabei waren die Lippen nur mehr blasse Striche.

Vor Bill auf dem kleinen Tisch stand Whisky. Viel hatte er noch nicht getrunken. Da ich kein Glas entdeckte, nahm ich an, daß mein Freund direkt aus der Flasche getrunken hatte.

Das Haar hing ihm wirr bis in die Stirn, und als er nach der Flasche greifen wollte, zog ich sie ihm weg.

Der Reporter reagierte überhaupt nicht, hob nur die Schultern und lehnte sich zurück.

»Bill«, sagte ich noch einmal.

Er saugte die Luft ein. »Was willst du, John?«

»Mit dir reden.«

»Wozu?«

Ich senkte den Kopf und knetete meine Hände ineinander. »Worüber und wozu redet man mit einem Freund, wenn es ihm schlecht geht? Weil man ihm helfen will, deshalb.«

»Mir kann keiner helfen.«

»Sag nicht so etwas, Bill!«

»Holst du Sheila zurück?« Als er diese Frage gestellt hatte, drehte er müde den Kopf, um mich anzuschauen.

»Ich kann dir nichts versprechen.«

»Da siehst du es.«

»Aber wir werden es versuchen, Bill. Glaub mir! Ich setze alles ein, um Sheila wieder in dieses Haus hier zurückzuholen. Sie darf nicht die Gefangene des Teufels bleiben.«

»Niemand kann sie holen, John. Das schaffst auch du nicht. Oder willst du in die Hölle?«

»Ist sie denn dort?«

»Jeder, den der Teufel in seinen Klauen hat, landet dort. Das kannst du mir glauben. Und zurückgekehrt ist noch niemand - oder?«

»Möglich. Aber irgend jemand muß ja den Anfang machen.«

Plötzlich schrie Bill. »Hör doch auf, verdammt! Ich will davon nichts mehr wissen. Sheila ist verloren! Die andere Seite ist stärker. Wir haben ihr nichts entgegenzusetzen, das sagte ich dir bereits in der vergangenen Nacht!«

»Ja, ich habe es auch behalten.«

»Was willst du noch hier?« Bill war sehr aggressiv geworden. Er war praktisch von einem Extrem ins andere gefallen. Gut, wenn er es so haben wollte, ich konnte auch anders. Möglicherweise war das sogar die bessere Methode.

Ich beugte mich vor, bevor ich meine nächsten Sätze formulierte. »Mein lieber Bill«, sagte ich. »Halten wir uns mal an die Fakten. Sheila ist verschwunden. Sie hat der Teufel im wahrsten Sinne des Wortes geholt. Aber Sheila ist erst der Beginn. Glaube nur nicht, daß sich Asmodis mit ihr zufrieden gibt. Er will mehr, viel mehr. Kannst du dir vorstellen, wen er sich noch holen will?«

Bill hob die Schultern.

»Dann will ich es dir sagen. Du stehst sicherlich auch auf seiner Liste. Und nicht nur du allein. Wenn er dich erst einmal hat, wird er sich an Johnny heranmachen. Einmal hat er es bereits versucht. Es ist ihm aber nicht gelungen. Willst du tatsächlich dich und deine Familie dem Teufel opfern, Bill? Ist das dein freier Wille, dein eigener Wunsch?«

Der Reporter hatte mir zugehört. Er starrte grübelnd ins Leere. Eine Antwort bekam ich nicht.

»Bill, sag etwas!«

»Wieso?«

»Es geht um Sheila. Sie ist deine Frau!«

Bills Augen weiteten sich. »Das weiß ich. Und ich will sie auch wieder bei mir haben!«

Ich freute mich, daß mein Freund so reagierte. »Da wären wir uns ja einig. Wenn meine Theorie stimmt, wird sich der Teufel auch bei dir melden, Bill.«

»Wie denn?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Auf jeden Fall muß er mit dir in Verbindung treten, und dann können wir Gegenmaßnahmen ergreifen.«

»Ich nicht!«

»Wieso?«

Bill rückte im Sessel herum. »Das ist doch klar, John. Ich unternehme nichts, was Sheila in Gefahr bringen könnte.«

»Das verstehe ich sogar. Aber der Satan wird dich schon dahin führen, wohin er dich haben will.«

Bill winkte müde ab. »Du hast mir bisher nur viel erzählt, aber keine Beweise vorgelegt. Tatsache ist, daß sich Sheila nicht mehr hier im Haus befindet und alles im Stich gelassen hat, was ihr lieb und teuer war. Was ist der Grund, John?«

»Ihr Vater!«

Bill lachte bitter auf. »Ist ihr der alte Hopkins wertvoller als Johnny und ich.«

»Es schien so zu sein.«

»Das begreife ich nicht. Wirklich nicht. Aber wer schaut schon in die Seele eines Menschen?«

Da hatte Bill recht, doch ich ging nicht auf seine Bemerkung ein, sondern sagte: »Wir sollten gemeinsam zusehen, daß wir einen Plan aufstellen. Ich habe Suko mitgebracht. Er wird uns helfen.«

»Wir können nichts tun.«

»Doch wir können. Und du kannst für dich etwas tun, Bill, indem du dich unter die Dusche stellst und dir klare Gedanken anbraust. Du siehst grausam aus.«

»Interessiert mich nicht.«

»Dich vielleicht nicht, aber deinen Sohn. Johnny hat Fragen gestellt. Noch haben wir ihm erklären können, daß Sheila verreist ist. Aber er will sicherlich bald mehr wissen, und dann müssen wir Antworten parat haben.« Ich stand auf und schlug Bill auf die Schulter. »Komm hoch, alter Junge. Ich weiß selbst, wie schwer so etwas ist. Mir ging es ähnlich, als ich Jane Collins verlor.«

»Sie ist auch nicht mehr zurückgekehrt«, flüsterte Bill Conolly. »Bei Sheila wird es ähnlich sein.«

»Du kannst sie nicht miteinander vergleichen«, erwiderte ich. »Jane ist eine Hexe.«

»Und Sheila…«

»Ist nur in den Bann des Satans geraten«, erklärte ich. »Da besteht ein Unterschied. Jane werden wir kaum zurückholen können, bei Sheila ist es etwas anderes.«

Ich sagte die Worte voller Optimismus, obwohl ich so sehr auch nicht davon überzeugt war.

Bill schaute mich nur an. Er sprach nichts, und ich streckte meinen Arm aus, um ihm in die Höhe zu helfen. »Komm mit, Alter, du hast hier nichts mehr verloren.«

Er ließ sich von mir hochhelfen. Neben mir her schritt er zur Tür. Dabei ging er wie ein alter Mann, Kopf und Rücken gebeugt.

Im Flur bat ich ihn, daran zu denken, was ich zuvor gesagt hatte. »Mach dich frisch. Dann komm zu uns. Wir warten auf dich.«

»Okay.«

Ich schaute Bill nach, wie er zum Bad ging. War das wirklich noch mein alter Freund und Spezi?

Nein, da ging ein gebrochener Mann. Das hatte Asmodis geschafft. In mir entwickelte sich die Wut allmählich zu einem kochenden Vulkan…

***

Bill Conolly spürte die Leere in seinem Gehirn und tat das, was ihm gesagt worden war, alles automatisch. Er merkte kaum, daß er ein Bein vor das andere setzte, schlich gebeugt und bedrückt durch den Gang und öffnete die Tür zum Bad mit einem heftigen Ruck.

Der Raum besaß zwei Türen. Eine führte in den Gang, die andere zum Schlafzimmer.

Shao hatte im Bad ein wenig aufgeräumt. Die Kacheln und der Spiegel glänzten. Bill betrachtete sein Gesicht im Spiegel. Der Reporter erschrak. Ein wenig schwankend blieb er stehen. Zum erstenmal wurde ihm bewußt, wie er gealtert war, denn die Ereignisse hatten ihn regelrecht gezeichnet.

Ich sehe wie ein Zombie aus, dachte Bill Conolly. Wie ein lebender Toter…

Er schüttelte sich und winkte ab. Ist auch egal, Sheila ist nicht mehr da, alles andere interessiert mich nicht. Es waren deprimierende, trübe Gedanken, mit denen sich Bill Conolly beschäftigte, aber er konnte einfach nicht anders.

Bevor Bill sich duschte, wollte er frische Wäsche holen. Dazu mußte er ins Schlafzimmer. Es bestand praktisch aus zwei Räumen. In einem standen die Ehebetten, wobei noch eine kleine Sitzgruppe vorhanden war, und der zweite Raum diente als Ankleidezimmer. Dort war auch ein Kleiderschrank eingebaut, in dem Sheila unter anderem Wäsche verstaute.

Bill betrat den Raum, wandte sich nach rechts und blieb abrupt stehen.

Er schaute in das Gesicht einer Frau.

Jane Collins war da!

***

Der Reporter war so überrascht, daß er keinen Ton hervorbrachte. Nur sein Gesicht verzog sich, und allmählich breitete sich dort ein ungläubiges Staunen aus.

»Hallo Bill…« Die Stimme der Hexe klang seidenweich und war von einer falschen Lockung.

Bill nickte. Mehr tat er nicht.

»Überrascht, mich hier zu sehen?«

»Ja, sicher…«

Jane Collins lachte leise. »Du hast sicherlich eine andere erwartet, nicht wahr? Sheila, zum Beispiel.«

»Sheila?« Bill sprach den Namen seiner Frau fragend aus. Dabei verengte er die Augen. »Was hast du mit Sheila zu tun, verdammte Hexe?«

»Ruhig, Bill, ruhig«, wehrte Jane ab. »Noch ist nichts…«

»Sag es!« zischte der Reporter.

»Immer mit der Ruhe, Bill!«

»Nein!« Es war ein Aufschrei, der Bill Conollys Kehle verließ. Er stürzte sich der Hexe entgegen.

Jane mußte zurück und bewies im nächsten Moment, wozu sie fähig war. Nicht umsonst hatten Wikka, ihre Meisterin, und der Teufel sie mit Hexenkräften ausgestattet, und die spielte sie aus.

Den Reporter erfaßte ein Schlag, obwohl sich die Detektivin nicht bewegt hatte. Ihre magischen Fähigkeiten reichten völlig aus, um Bills Angriff zu stoppen.

Der Reporter flog zurück. Er fiel zwischen die aufgehängten Kleidungsstücke, brachte sie ins Schwingen und konnte auch nicht vermeiden, daß er einige von ihnen von der Stange riß.

Wie große Fahnen flatterten sie nieder und blieben auf dem Reporter

liegen.

Bill wollte wieder hoch, doch es blieb beim Versuch. Es gelang ihm nicht, sich aufzustützen, ja, er konnte nicht einmal seinen kleinen Finger bewegen, die Kraft der Hexe hatte ihn paralysiert.

Dennoch nahm der Reporter alles wahr, was um ihn herum geschah, und er hörte auch die Schritte, als sich Jane Collins ihm näherte. Bill wollte etwas tun, denn ihm war klar geworden, daß er Jane Collins sonst hilflos ausgeliefert war, aber er kam einfach nicht hoch, so sehr er sich auch anstrengte.

Durch den dünnen Stoff der Kleider sah er die Umrisse der Hexe. Bill bekam auch mit, wie sich Jane Collins bückte, in die Kleidung faßte, sie anhob und zur Seite schleuderte. Dann stand sie vor dem Reporter.

Langsam senkte sie den Kopf und schaute in das Gesicht des am Boden Liegenden. Kalt und wie eingefroren wirkte das Lächeln auf ihrem Gesicht. Die Augen erinnerten dabei an zwei Steine, ohne Gefühl, ohne Gnade, und der Zeigefinger deutete im nächsten Augenblick wie eine Speerspitze auf Bill Conolly.

»Es ist dir doch klar, daß ich dich hätte töten können«, erklärte Jane Collins kalt.

Bewegen konnte sich Bill nicht, dafür aber sprechen, und er gab die Erwiderung. »Tu's doch!« keuchte er. »Verdammt, für mich hat das Leben keinen Sinn mehr.«

»Es ist wegen Sheila, nicht!« Bill krächzte bitter. »Ich sehe, du weißt Bescheid. Wahrscheinlich hast auch du mitgewirkt.«

»Nein, das war die Sache des Teufels. Aber ich habe mit deiner Frau gesprochen.«

Hätte Bill sich bewegen können, wäre sein Mund sicherlich aufgeklappt.

So aber breitete sich das Staunen nur auf seinem Gesicht aus und war in den Augen zu lesen. »Du hast sie gesehen?«

»Und gesprochen«, ergänzte Jane. Bill holte keuchend Luft. »Verdammt, ich meine«, er war völlig durcheinander. »Wie geht es ihr denn?«

»Gut.«

»Wie kann es jemandem in der Hölle gutgehen?« Bill stieß die Frage zwischen Lachen und Weinen aus.

»Allen, die dem Teufel gehorchen, geht es gut«, erklärte Jane Collins kalt. »Und Sheila gehorcht ihm.«

»Das habe ich gesehen.«

»Liebst du sie eigentlich noch?« Jane sprach die Frage ziemlich lässig aus.

»Ja, mehr als mein Leben.«

»Das habe ich gewußt.« Sie nickte. »Dann bist du auch bereit, einiges für sie zu tun?«

»Jederzeit.«

»Schön. Stell dir vor, Bill, Sheila will dich sehen. Sie hat gewissermaßen Sehnsucht nach dir bekommen, und sie möchte mit dir reden. Na, hättest du damit gerechnet?«

Nein, das hatte Bill Conolly nicht. Aus diesem Grunde war er auch sprachlos.

»Willst du nicht?« Jane lockte ihn aus der Reserve.

»Doch, doch!« stieß der Reporter hervor. »Ich will sie sehen. Ich muß sie sehen.«

»Dann kannst du zu ihr!« Nach diesen Worten glühte es wieder in Janes Augen auf, und im nächsten Augenblick konnte sich Bill Conolly wieder bewegen.

Weg war die Lähmung!

Der Reporter blieb noch ein paar Sekunden so liegen, er wollte sich erst erholen. Dann räumte er die restlichen Kleidungsstücke zur Seite und stand ächzend auf.

Jane schaute ihm zu. Das Lächeln auf ihren Lippen hatte etwas Geheimnisvolles an sich.

Schweratmend blieb Bill stehen. In seinem Schädel hatte sich ein dumpfes Gefühl ausgebreitet, und er fragte: »Wo kann ich sie finden?«

Jane Collins hob die rechte Hand. »Nicht so eilig, mein Freund. Wir müssen der Reihe nach vorgehen. Ich hätte zunächst eine Frage. Was wolltest du hier?«

»Duschen«, erwiderte Bill erstaunt.

»Wunderbar«, erklärte die Hexe. »Das wirst du auch. Sinclair und Suko sollen nichts merken. Wenn es dennoch geschieht, kann ich für nichts garantieren.«

»Ich halte mich daran.«

»Gut, wenn du geduscht hast, kannst du zu den anderen gehen. Es wird dir ja nicht schwerfallen, ihnen zu gestehen, daß du sehr müde bist. Man hat Verständnis für dich. Da du dein Haus sehr genau kennst, muß es eine Möglichkeit geben, zu verschwinden, ohne daß die anderen es merken. Stimmt das?«

Bill Conolly nickte, obwohl er jetzt noch nicht wußte, ob es diese Chance tatsächlich gab.

»Fein, wir verstehen uns. Wenn du erst aus dem Haus bist, wirst du zu Sheila fahren.«

»Wo ist sie?«

Bill bekam keine Antwort, denn beide hörten Schritte und dann die Stimme des Geister Jägers John Sinclair, der nach dem Reporter rief.

»Sag es, wo?«

Jane lachte kurz auf. »Sheila wirst du nicht sehen. Schau genau hin.«

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als sie bereits mit den Fingern Buchstaben in die Luft malte, die rötlich leuchteten und sich zu einem

Wort verbanden.
Bills Augen wurden groß. »Nein…«, würgte er hervor.
»Doch!« zischte Jane. »Du triffst sie in ihrem Grab!« Es waren die letzten Worte, denn als die Tür zum Bad aufgestoßen wurde, war Jane Collins verschwunden…

***

Shao war noch in der Küche beschäftigt, so traf ich Suko allein. Er stand im Wohnraum vor dem Fenster und schaute in den Garten. Noch war es nicht dunkel geworden, doch die Dämmerung kroch bereits heran und legte ihr graues Tuch über das Land.
Der Inspektor hatte meine Schritte gehört und drehte sich um. Sein Gesicht war hart, als er fragte: »Wie geht es ihm?«
»Mies«, erwiderte ich. »Sehr mies.«
»Kann ich mir denken.«
Ich hob die Schultern und nahm mir das, was ich meinem Freund Bill vorhin verweigert hatte. Einen Whisky. Die Flüssigkeit gluckerte in das Glas, ich schaute einen Moment auf die Oberfläche, als würde sich dort die Lösung des Rätsels zeigen.
Dann trank ich.
Warm rann der Whisky meinem Magen entgegen. Ein wohliges Gefühl breitete sich in meinem Innern aus, und ich sah Sukos fragenden Blick auf mich gerichtet.
»Bill ist im Bad geblieben«, erklärte ich meinem Partner. »Er will sich duschen.«
»Hoffentlich.«
»Wie meinst du das?«
»Ich habe ihn zwar nicht gesprochen, kann mir aber vorstellen, daß er sich in einem Zustand befindet, den ich als labil bezeichnen möchte. Bill bietet für die andere Seite Angriffsflächen. Außerdem ist es möglich, daß er völlig durchdreht, wenn er keine andere Chance mehr sieht.«
Ich stellte das Glas weg. »Meinst du Selbstmord?«
»Es wäre zumindest nicht von der Hand zu weisen«, erwiderte er.
Tief atmete ich ein. »Das wäre so ungefähr das Schlimmste, was uns und ihm passieren könnte.«
»Wir müssen mit allem rechnen.« Da hatte Suko natürlich recht. Aber würde Bill sein Leben wirklich so einfach wegwerfen? Ich wollte es nicht glauben, das war einfach destruktiv, denn ich kannte Bill als einen agilen Menschen, der dem Leben positiv gegenüberstand. Allerdings an der Seite seiner Frau Sheila. Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine noch erfolgreichere Frau, so sagt man. Und bei den Conollys traf dieses Sprichwort genau zu.
»Du sagst nichts, John?«

»Nein, ich denke nach.«
»Aber du weist meine Theorien nicht von dir.«
»Wie könnte ich.«
»Obwohl, du es vielleicht besser wissen müßtest, denn du kennst ihn länger, warst oft genug mit ihm zusammen.«
»Aber so etwas kam nie für ihn in Frage.«
Wir hörten ein Lachen. Es tat gut, dieses Kinderlachen zu vernehmen.
Wahrscheinlich hatte es Shao verstanden, den Kleinen aufzuheitern.
Ein Luftzug traf mein Gesicht. Nicht das Fenster war geöffnet worden, sondern die Tür. Ein rotbrauner Körper auf vier Beinen schob sich in den Wohnraum.
Nadine kam.
Ein Tier besitzt zwar keinen Verstand, aber einen Instinkt. Und bei Nadine Berger schien mir dieser besonders ausgeprägt zu sein, so daß er fast schon in die Nähe des Verstandes rückte. Als sie näherkam, konnte ich auch ihre Augen sehen. Der Blick war starr auf uns gerichtet, wir sahen das feuchte Schimmern, und sie schaute uns an, als wüßte sie bereits alles.
»Komm her, Nadine«, sagte ich leise.
Mit zwei Sprüngen war sie bei mir. Vor meinen Füßen kauerte sie sich hin, legte ihren Kopf schief und blickte mich an.
Wieder einmal wünschte ich mir sehnlichst, daß sie reden könnte, aber das würde wohl für immer ein Wunschtraum bleiben. »Weißt du, wo sich Sheila befindet?« sprach ich sie trotzdem an.
Sie öffnete ihren Mund. Ich konnte hineinschauen, sah das Blitzen der Zähne und auch die lange Zunge, doch eine Antwort bekam ich von ihr nicht.
Sie ließ sich streicheln. Die gespreizten Finger meiner rechten Hand fuhren durch das dichte Fell, und Nadine genoß es, so von mir verwöhnt zu werden.
Bis zu dem Zeitpunkt, als sie sich noch auf dem Boden liegend drehte und in die Höhe sprang. Etwa einen Yard vor meinem Sessel blieb sie stehen. Sie schaute auf die offene Tür. Ihr Fell sträubte sich, ein leises, drohend klingendes Knurren drang dabei aus ihrem Mund, und auch Suko und ich schauten auf die Tür.
»Da ist doch was«, sagte mein Partner.
Der Meinung war ich ebenfalls und stand auf.
Irgend etwas hatte Nadine beunruhigt. Kaum hatte ich mich erhoben, als auch Nadine auf leisen Pfoten das Zimmer verließ.
Wir folgten ihr, denn Nadine hatte uns wahrscheinlich auf eine Spur gebracht. Wenn sie auf diese Art und Weise reagierte, dann stimmte etwas nicht.
Durch den Flur lief sie, schlug aber nicht den Weg zum Kinderzimmer ein, sondern lief dorthin, wo sich die Tür zum Bad

befand. Davor stoppte sie, das Knurren verstärkte sich, und mein Herz klopfte plötzlich schneller.

Dahinter befand sich Bill.

Wir hörten kein Rauschen der Dusche. Alles war still, und dennoch mußte sich da etwas ereignet haben, denn sonst hätte uns Nadine nicht gewarnt.

»Bill!« rief ich.

Eine Antwort bekamen wir nicht.

Ich war es schließlich leid, hieb meine Hand auf die Klinke und riß die Tür auf.

Bill starrte uns an.

Völlig normal. Nichts deutete auf einen Selbstmordversuch hin, aber auch nichts darauf, daß er sich schon geduscht hatte, denn sämtliche Chromund Spiegelflächen im Bad glänzten so wie immer und waren nicht von einem Film aus Feuchtigkeit überzogen.

Scharf schaute ich meinen Freund an. Er schien noch nervöser und bleicher geworden zu sein. Seine Hände zitterten wie die eines Greises.

Irgend etwas mußte ihn erschreckt oder getroffen haben, auch wenn er jetzt versuchte, sich zusammenzureißen.

Bill hob müde die rechte Hand. »Hallo, Suko«, grüßte er den Inspektor.

Der Chinese nickte. »Du hast noch nicht geduscht?« fragte ich.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Verdammt, kann ich mir meine Duschzeit nicht selbst einteilen? Bin ich ein Baby, das sich von euch Vorschriften machen lassen muß?« Für einen Moment flammte in seinem Blick der alte Wille und die alte Kampfkraft wieder auf. »Was wollt ihr überhaupt hier im Bad? Mir beim Duschen zusehen?«

Ich wiegelte ab. »Entschuldige, Bill, aber so darfst du das nicht sehen. Wir haben uns eben Sorgen gemacht.«

»Quatsch.«

»Etwas ist passiert«, sagte Suko.

»Was soll den passiert sein?« Bill reagierte sehr aggressiv. »Ich war im Schlafzimmer, um mir frische Wäsche zu holen. Das ist alles.«

»Nadine wurde unruhig«, sagte ich.

»Na und?«

Nein, mit dem Reporter war nicht zu reden. Ich entschuldigte mich noch einmal und verließ das Bad. Suko und Nadine blieben an meiner Seite, die Wölfin knurrte weiter.

»Das macht sie nicht ohne Grund«, erklärte Suko. »Verdammt, da ist etwas nicht in Ordnung.«

»Was könnte es sein?«

»Frag mich etwas Leichteres. Bill wirkte sehr aggressiv. Vielleicht hat er Besuch bekommen.«
»Von wem?«
Suko runzelte die Stirn. »Ich denke da an gewisse Personen. Unter anderem an Jane Collins.«
»Eine Vermutung, nichts weiter.«
»Natürlich, aber auch Jane steckt mit dem Teufel im Bunde, und vielleicht setzt dieser sie für oder gegen Bill ein. Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.«
In diesem Falle hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Wenig später wurden wir abgelenkt, denn aus der Küche hörten wir Shaos Stimme.
»Ihr könnt essen kommen. Ich habe schon gedeckt.«
»Bill steht noch unter der Dusche«, erklärte Suko.
»Der wird wohl kaum etwas zu sich nehmen.«
»Aber es schmeckt gut«, meldete sich Johnny. »Ich werde es Daddy sagen.« Er kam an und wollte an uns vorbeihuschen, ich hielt ihn fest.
»Nein, Johnny. Dein Daddy steht noch unter der Dusche. Er kommt später.«
»Dann fangen wir schon an, Onkel John. Shao hat toll gekocht. Eine Suppe, ich habe probiert.«
»Gut, dann setz dich hin.« Als wir in der Eßecke Platz nahmen, zappelte Johnny bereits auf seinem Stuhl und hielt Shao den Teller entgegen. »Darf ich zuerst etwas haben?«
»Sicher.«
»Wenn Mummy wieder zurück ist, werde ich ihr sagen, daß sie auch so etwas kochen soll.«
»Das macht sie bestimmt.«
Shao hatte sich große Mühe gegeben. Unter anderen Umständen hätte ich bestimmt Nachschlag genommen, so aber quälte ich mich mit einem Teller Suppe herum.
Suko erging es ähnlich. Shao bemerkte dies zwar, sie sagte allerdings nichts. Nur Johnny aß mit gesundem Appetit.
Dann kam Bill. Er hatte sich sogar rasiert, sein Haar glänzte noch naß.
Als er sich setzte, zuckte ein flüchtiges Lächeln um seine Lippen.
»Möchtest du etwas essen?« fragte Shao.
»Nein.«
Die Chinesin lächelte. »Vielleicht eine kleine Portion. Komm, Bill, du mußt einfach!«
»Meinetwegen.«
Der Reporter nahm seinen Teller hoch und hielt ihn Shao entgegen. Sie füllte die Kelle zur Hälfte, drehte sie und goß die Suppe auf den Teller.

»Danke.« Bill stellte den Teller weg und griff nach seinem danebenliegenden Löffel. Wir schauten ihn nicht an, das war unser Fehler. Vielleicht hätten wir es sonst früher bemerkt, denn erst als Bills Schrei aufklang, wurden wir aufmerksam.

Wir drehten uns zu ihm.

Wie erstarrt saß der Reporter auf dem Platz. Er starrte auf seinen Teller, und was sich dort befand, war nicht mehr die Suppe, sondern eine andere Flüssigkeit.

Blut!

***

Charly Rainbird schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn, wenn wir weiterfliegen.«

»Wieso?« fragte Muriel, seine Frau.

»Weil wir einen zu starken Wind bekommen, und der treibt uns ab. Sieh dir doch mal den Himmel an.«

Muriel folgte dem Ratschlag ihres Mannes. Sie schaute in das dichte, graue Meer aus Wolken, das über ihnen schwebte und sie an eine aus Steinen unterschiedliche Größe erbaute dicke Wand erinnerte.

Es war wirklich ein Risiko, wenn sie weiterflogen. Der Wind blies aus den Wolken und degradierte den Ballon über ihnen zu einem Spielball.

»Aber wo sollen wir landen? Hier ist nichts.«

»Etwas können wir ja noch fliegen«, meinte Charly, wobei ihm der Flugwind die Worte von seinen Lippen riß.

»Treib es nur nicht zu toll«, warnte Muriel.

Charly grinste. »Keine Bange, ich bin ein alter Profi.«

Muriel schwieg, legte ihren Kopf in den Nacken und schaute auf den über ihnen schwebenden knallgelben Ballon. Wie ein gewaltiges aufgeblähtes Kunstwerk, so kam er ihr vor. Vom Boden aus gesehen, wirkten die Ballons immer kleiner, als sie tatsächlich waren. Wenn man selbst in der Gondel stand und hochblickte, war das alles anders. Da konnte man schon Angst bekommen, vor allen Dingen dann, wenn man daran dachte, daß sich zwischen der Gondel und dem Böden einige Hundert Fuß Distanz befanden.

Muriel teilte erst seit wenigen Monaten das Hobby ihres Mannes. Charly, Manager einer Werbefirma, war an sich atypisch für diesen Job. Er machte keine Schau, schleppte sie nicht auf Parties und trieb sich auch selbst nicht in den Kreisen herum, die sich immer als »in« bezeichneten.

Er ging nur seinem Hobby, dem Ballonfliegen, nach. Natürlich waren sie einem Verein beigetreten, und da hatten sie die Bekannten gefunden, für die es sich lohnte, eine Freundschaft zu schließen. Keiner von ihnen war so oberflächlich wie die Typen aus der

Werbebranche. Die Mitglieder des Ballonclubs konnten sich aufeinander verlassen. Jeder half dem anderen, wenn er in Not geriet, so daß sich Charly und Muriel sehr wohl fühlten. Beide hatten sie die 30 überschritten und keine Kinder.

Als sie an diesem Abend im Korb standen, trugen sie wetterfeste Kleidung. Der Sommer war vorbei, mit gewaltigen Schritten hatte sich der Herbst genähert, und es war wohl eine ihrer letzten Fahrten, die sie in diesem Jahr unternahmen.

Der Wind wurde schärfer. Muriel zog ihre Kapuze hoch, die das braune Haar verdeckte. Ihr Gesicht war gerötet, die Augen hatte sie leicht zusammengekniffen, und der Himmel verdunkelte sich immer mehr.

Die große gelbe Kugel über ihnen schwang hin und her. Der Wind spielte mit der Ballonhülle, und er bog auch die Auslaufleinen zwischen Kugel und Korb durch.

Als Charly an Muriels Seite trat, schwankte der Korb ein wenig. »Schau dich mal nach einem Landeplatz um«, sagte er.

»Auf einmal?«

»Ja, wir wollen jedes Risiko vermeiden.«

»Aber wo willst du da landen?« Muriel deutete dabei in die Tiefe, denn als ideal konnte man das Gelände nicht bezeichnen.

Landungen in Wäldern waren nicht gerade ihre Spezialität, außerdem konnte das sehr leicht ins Auge gehen. Für den Menschen ebenso wie für den Ballon. Charly kannte einige Freunde, die Bruch- oder Notlandungen hinter sich hatten und nicht davon begeistert waren.

»Dann eben weiter auf London zu!« rief er.

Sie sahen die Millionenstadt am Horizont. Das Häusermeer schien dicht unter der grauen Decke der Dämmerung zu liegen, und die ersten Lichter funkelten wie unendlich weit entfernte Sterne.

Wieder fuhr eine Bö heran und schüttelte wild an der Hülle. »Ist egal!« rief Muriel, »wir müssen runter, und wenn es eine Bruchlandung wird. Da sind die Chancen noch immer größer als in einem Orkan.«

Charly nickte. »Okay, dann sehen wir zu, daß wir runter kommen.«

Wenig später leiteten er und seine Frau die Landung ein. Sie mußten mit den Leinen arbeiten, das Gas sollte zum großen Teil die Hülle verlassen, damit sie langsam dem Erdboden entgegenschwebten.

Es war eine einstudierte Arbeit zwischen den beiden, und sie stellten befriedigt fest, daß der Korb allmählich dem Erdboden entgegensank.

Immer häufiger trafen Windstöße die Hülle, und wenn sie heranfauchten, duckten sich Muriel und Charly jedesmal zusammen. Sie hatten soviel zu tun, daß sie zunächst nicht darauf achten konnten, wie ihr Landeplatz wohl aussehen würde, doch als Muriel einen Blick

nach unten warf, schrie sie leise auf.

»Charly, der Wald!«

Ihr Mann schaute ebenfalls. Das Herz rutschte ihm zwar nicht in die Hose, dennoch wurde er ein wenig blaß, als er sah, was da auf sie zukam. Es war kein dichtes Waldstück, sondern eins mit Lichtungen und Wegen.

»Sieht aus wie ein Park!« rief Muriel.

»Vielleicht haben wir Glück und landen auf einer Wiese.«

»Ich drücke uns die Daumen.«

Der Ballon schwebte weiter in die Tiefe. Die Kronen der Bäume schienen zum Greifen nahe zu sein, aber noch glitten sie darüber hinweg, bis wieder eine Bö die große Hülle erfaßte und sie hart nach unten drückte.

Der Korb schwankte stärker. Muriel klammerte sich fest, während ihr Mann noch mehr Luft abließ.

Er verfluchte es schon, die Fahrt unternommen zu haben, aber es war um eine Wette gegangen, und wie er die Sachlage betrachtete, konnte er die Wette schon als verloren einstufen.

Dann hatten sie Glück. Sie glaubten schon, das Kratzen der Äste am Boden des Korbs zu hören, als der Wind es gut mit ihnen meinte, die packte und weitertrieb.

Über die Bäume hinweg.

Und dann sahen sie einen Platz. Mehr eine große rechteckige Wiese, die an ihrem Ende durch hohe, gestutzte Bäume begrenzt wurde. Bis dorthin durften sich nicht mehr treiben, sie mußten vorher landen, und Charly traf sämtliche Vorbereitungen.

Jetzt sackten sie schneller. Immer mehr Gas verließ die Hülle, während Muriel bereits nach dem außen am Korb hängenden Anker griff.

In vielleicht vier Yards Höhe schaukelten sie über Grund. Aber sie mußten noch tiefer, und das Ende der rechteckigen Wiese geriet in bedrohliche Nähe.

»Jetzt runter!« rief Charly.

Muriel ließ den Anker fallen. Sie hörten nicht, wie er zu Boden prallte, aber die Treibgeschwindigkeit wurde gedrosselt, zudem verlor die Hülle noch mehr an Luft.

Der Korb sackte.

Und sie bekamen Bodenkontakt, während sich die große Hülle zur Seite neigte und dem Ende des Rasenstücks entgegenkippte, wo sie von den Bäumen aufgehalten wurde.

Beide hörten das Peitschen und Schaben der Zweige. Es hätte sie normalerweise auch gestört, aber sie waren froh, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Der Anker hielt.

Zwar schwang der Korb auf und nieder, berührte mal den Grund, wurde in die Höhe gehoben, aber die Hülle faltete sich immer weiter zusammen, so daß die Zugkraft von der Seite nachließ und das Ehepaar die Gondel verlassen konnte.

Sie standen daneben und schauten sich an. Beide waren ein wenig blaß im Gesicht.

»Verdammt, das ist noch mal gut gegangen«, murmelte Muriel und schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie gegossen.

Ihr Mann grinste. »Du weißt doch, das Glück ist mit den Doofen.«

»Danke.«

Dann lachten sie und schauten zu, wie ihr einst so stolzer Ballon immer flacher und platter wurde.

Muriel ging ein paar Schritte zur Seite. Sie wollte sehen, wo sie gelandet waren.

Alles wirkte sehr akkurat, die Bäume in der Umgebung erinnerten an hohe, grüne Kerzenflammen, denn so waren sie durch Menschenhände gestutzt worden.

Das war kein echtes Stück Natur! Hier hatte der Mensch Hand angelegt.

Aber warum?

Und plötzlich wußte Muriel Rainbird Bescheid. Sie wurde blaß, als sie daran dachte.

Zwei Schritte brachten sie in Charlys Nähe. »Weißt du, wo wir hier gelandet sind?« fragte sie mit vibrierender Stimme.

Ihr Mann war zu beschäftigt. Er hatte sich noch nicht umgesehen. Deshalb sagte er; »Nein.«

»Auf einem Friedhof, Charly. Wir befinden uns auf einem Friedhof…«

***

»Blut!« schrie Bill Conolly. »Es ist Blut!«

Er saß da und starrte auf seinen Teller. Die Arme hatte er halb erhoben, die Augen waren so weit aufgerissen, als wollten sie aus den Höhlen quellen.

Auch wir waren geschockt. Damit hatten wir nicht gerechnet. Hier war eine Magie im Spiel, die von einer anderen Person kontrolliert wurde.

Aber wer war es?

Der Teufel vielleicht oder Jane Collins. Möglicherweise auch beide, denn sie bildeten ja eine Allianz.

Suko saß Bill am nächsten. Er sprang auch am schnellsten in die Höhe, drehte sich nach rechts und stand neben dem Reporter. Sein Gesicht wurde blaß.

Bill tat gar nichts. Der Stuhl schien mit ihm eine Einheit zu bilden, während Shao vorzüglich reagierte und sich um Johnny kümmerte,

der den Schrei seines Vaters zwar gehört, aber nicht richtig begriffen hatte, was sich da wirklich abspielte.
Er wurde von Shao gepackt und aus dem Zimmer gezogen.
Dann stand auch ich neben Bill. Mit Suko zusammen rahmte ich ihn ein.
Zu dritt starrten wir auf den Teller.
Ja, es war Blut, aber wir sahen noch mehr. Ein Gesicht schimmerte in der Flüssigkeit, und es gehörte Bills Frau Sheila.
Zu einem breiten Lächeln waren die Lippen verzogen, die Augen glänzten seltsam, und als ich den Teller bewegte, da zerflossen auch die Gesichtszüge.
»Nimm das Kreuz!« Suko schlug dies vor.
Ich folgte dem Rat, holte den wertvollen Talisman hervor und tat etwas, das ich noch nie in meinem Leben getan hatte.
Ich tauchte das Kreuz in die Flüssigkeit.
Das Gesicht verschwand. Ich vernahm ein Zischen, sah den Qualm und schaute auf einen leeren Teller.
Tief holte ich Luft. Das war verdammt hart gewesen, aber es hatte uns gezeigt, daß Sheila längst nicht aus dem Rennen war, sondern uns unter Kontrolle hatte.
Bill Conolly hatte sich noch immer nicht gerührt. In ihm mußte eine Hölle toben, unbeschreiblich aussehen, denn mir wäre es wahrscheinlich nicht anders ergangen, wenn ich plötzlich innerhalb einer mit Blut gefüllten Schale das Gesicht eines lieben Menschen gesehen hätte.
Ich berührte ihn an der Schulter. Mein Freund zuckte zusammen. Er schien aus einem tiefen Traum zü erwachen, hielt zwar die Augen offen, dennoch hatte ich das Gefühl, als würde er uns überhaupt nicht sehen.
»Es war Sheila«, hauchte er. »Habt ihr das Gesicht gesehen? Es schwamm in Blut. Ich habe mich nicht getäuscht.«
»Nein Bill, das hast du nicht.«
»Sie ist noch hier.« Ich schüttelte den Kopf. »Sheila hat sich wieder zurückgezogen. Du kannst sie nicht sehen.«
Bill schaute mich an. Ein seltsamer Ausdruck lag in seinen Augen. So weit, so entrückt. »Ja, John, du hast recht. Ich… ich… glaube, ich muß mich hinlegen…«
Suko und ich schauten uns an. Das waren ja ganz neue Töne. Damit hatten wir nicht gerechnet, aber es war vielleicht besser, wenn sich Bill hinlegte, deshalb sagte ich: »Tu dir keinen Zwang an, mein Lieber. Leg dich lang und ruh dich aus.«
»Ihr seid mir nicht böse?«
»Nein, natürlich nicht.« Der Reporter stemmte sich hoch. Er nickte uns noch zu und ging davon. Seine Schritte waren klein, nicht so

stürmisch wie früher, man sah ihm die Last an, die er trug.

Suko schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Bill hat so seltsam reagiert. Diese plötzliche Wandlung will mir nicht in den Sinn. Er fällt von einem Extrem ins andere.«

»Das hast du bei Menschen öfter, wenn sie innerlich zerrissen sind«, erwiderte ich.

»Möglich.«

»Ich bin nur froh, daß Bill sich überhaupt hinlegen will. Ich mach mich bald auch lang.«

»Dann willst du bleiben?« fragte Suko.

»Ja, diese Nacht zumindest. Ich kann von hier aus ins Büro fahren.«

Shao kam zurück. Sie blickte uns aus großen Augen an. Noch immer war sie blaß im Gesicht. »Ich habe Johnny in sein Zimmer gebracht und ihn gebeten, ins Bett zu gehen.«

»Liegt er denn?«

»Ja.«

»Hat er nichts gesagt?«

Shao schaute an mir vorbei. »Kaum. Er hat es nicht richtig mitbekommen oder begriffen. Es wäre ja grausam gewesen, wenn er im Blut das Gesicht seiner Mutter gesehen hätte.« Sie wischte über ihre Stirn. »Es ist sowieso schlimm genug, was der Kleine bisher alles in seinem kurzen Leben durchgemacht hat. Wenn das so weitergeht, bleibt irgendwann mal etwas hängen.«

Ich nickte. »Das fürchte ich auch.«

Von Bill hörten wir nichts mehr. Uns blieb nichts anderes übrig, als uns zusammenzusetzen und erst einmal abzuwarten. Wir hielten nichts in der Hand, die Gegenseite besaß sämtliche Trümpfe, und sie mußte auch allmählich agieren.

Die Zeit verging.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Zwischen uns herrschte eine gedrückte Stimmung. Niemand wußte so recht, was er sagen sollte, wir tranken auch keinen Alkohol, sondern stillten unseren Durst mit Säften.

Shao hatte sich um Johnny gekümmert und den Kleinen hingelegt. Auch ich wünschte ihm eine gute Nacht, und er fragte wieder nach seiner Mutter.

»Sie kommt bald zurück!« erklärte ich ihm. »Jetzt mußt du aber schlafen, Mummy wird sich freuen, wenn ich ihr erzähle, wie brav du gewesen bist.«

Ich bekam noch einen Kuß und verließ das Zimmer. Für einen Moment zögerte ich, denn ich traute mich nicht so recht, nach Bill zu schauen.

Vielleicht hätte er es falsch aufgefaßt, aber ich konnte einfach nicht

an der Tür vorbeigehen.
Der Höflichkeit halber klopfte ich an und hörte nichts. Es war wie vor einigen Stunden, als ich das Bad betreten wollte. Abgeschlossen hatte der Reporter nicht.
Ich stieß die Tür auf.
Neben dem Bett leuchtete eine kleine Lampe. Ihr Licht genügte mir, um erkennen zu können, daß sich außer mir niemand im Zimmer aufhielt.
Bill Conolly war verschwunden. Ich sah das offene Fenster und wußte Bescheid…

***

Bill Conolly hatte die Nachricht der Hexe Jane Collins natürlich nicht vergessen, und er war wie ein Dieb in der Nacht aus dem Haus geschlichen.
Er dachte nicht mehr an seine Freunde, die sich Sorgen um ihn machten, sein Ziel hieß Sheila, und er hatte sehr gut behalten, was ihm Jane Collins dank ihrer Hexenkräfte in die Luft geschrieben hatte.
Auf einem Friedhof sollte er Sheila finden. In einem Grab liegend. Bill schauderte, als er daran dachte, und er stellte sich vor, was er vielleicht tun würde, um seine Frau zu holen. Vielleicht mußte er das Grab mit seinen eigenen Händen aufschaufeln, und auch davor wollte er sich nicht bange machen.
Wenn er nur Sheila hatte.
Tot oder lebendig!
Als er daran dachte, rann es kalt über seinen Rücken. Eine tote Sheila, so schrecklich sich das auch anhörte, aber Bill hatte sich inzwischen mit allem abgefunden, auch damit, daß seine geliebte Frau nicht mehr am Leben war.
All diese Gedanken schössen ihm durch den Kopf, als er durch den Garten schlich. Das Haus hatte er umrundet, befand sich bereits im Vorgarten und nutzte dort geschickt die Büsche und Bäume als Deckung aus.
Hin und wieder schaute er zurück, sah das Haus im Dunkeln liegen, und nur hinter der Tür leuchtete verwaschen das gelbe Flurlicht.
Ein knappes Lächeln huschte über Bills Lippen. Niemand hatte von seiner Flucht etwas bemerkt, und so mußte es auch sein. Er wollte ganz allein mit dem Problem fertig werden und dafür Sorge tragen, daß Sheila wieder zu ihrer Familie zurückkehrte. Daß Bill sich dabei mit dem Herrscher der Hölle anlegte, störte ihn nicht.
Er wurde ruhiger, je weiter er sich von seinem Haus entfernte und durch den Garten huschte. Er konnte auch schneller laufen und brauchte nicht unbedingt jeden Strauch als Deckung. Sehr bald erreichte er das Tor.

Rechts und links davon friedete ein hoher Zaun das Grundstück ein. Er mußte von Bill überwunden werden, was dem Reporter ohne große Mühe gelang. Auf der anderen Seite des Zaunes sprang er zu Boden und blieb für einen Moment stehen.

Die Conollys wohnten in einer Straße, die ziemlich einsam lag. Die Häuser lagen hinter Vorgärten versteckt, und oftmals verwehrten auch hochgewachsene Bäume den Blick auf die Wohnburgen.

Zwar gibt es in London sehr viele Taxis, doch Bill brauchte nicht damit zu rechnen, daß eines an seinem Grundstück vorbeifuhr, deshalb mußte er sich selbst auf die Suche machen.

Der Reporter wandte sich nach links und lief dorthin, wo sich die nächste Querstraße befand. Er beeilte sich, denn er wollte sein Haus und alles, was damit zusammenhing, so rasch wie möglich zurücklassen.

Nur weg!

Bill erreichte sein Ziel. Ohne daß ihn ein Verfolger erwischt hätte, war es ihm möglich, ein Taxi zu erwischen. Der Fahrer kannte ihn sogar. Überrascht verzog er sein Gesicht, als er den Reporter sah.

»Hallo, Mr. Conolly, wollen Sie wirklich gefahren werden?«

»Ja.« Bill zog den Kopf ein und stieg in den Wagen.

Der Fahrer, es war ein Schwarzer mit hellgrauen, krausen Haaren, drehte sich um. »In die Redaktion des…«

»Nein, zum Memorial Cemetery, bitte.«

Der Fahrer zuckte zusammen. »Ehrlich? Wollen Sie auf den Helden-Friedhof?«

»Sicher.«

»Und das in der Nacht?«

»Fahren Sie schon!«

»Sorry, Sir, aber ich wunderte mich eben nur über das Ziel. Ich bin zwar kein ängstlicher Mensch, dennoch fürchte ich mich irgendwie davor. Da kann man eben nichts machen. Liegt wohl im Blut meiner Ahnherrn. Wissen Sie, mein Vater, der glaubt noch fest an den Voodoo-Zauber, und er hat auch schon die lebenden Leichen gesehen, wie sie aus ihren Gräbern kamen und die Menschen anfielen…«

Der Mann erzählte, und Bill schaute aus dem Fenster. Er hörte überhaupt nicht hin, sondern schaute auf die Lichter oder die hellen Inseln, die hin und wieder vorbeihuschten und bei höheren Geschwindigkeiten zu zerfließenden Gebilden wurden.

Dazwischen aber erschien immer wieder ein Gesicht.

Das von Sheila Conolly!

Er sah die blasse Haut, die großen Augen, den Mund, wenn er lächelte, und er glaubte, ihre Hände an seinen Wangen zu spüren. Sie waren schon einige Jahre verheiratet. Ihre Ehe war gut gewesen, auch wenn Sheila immer dagegen gesprochen hatte, wenn Bill wieder mit

seinem Freund John Sinclair auf Geisterjagd gehen wollte. Es hatte auch Streit zwischen ihnen gegeben, das kam nun mal in jeder Ehe vor, da machten die Conollys auch keine Ausnahme.

Bill hatte sich hinter dem Fahrer in die linke Seite des Fond gedrückt.

Sein Kopf sank nach vorn, und Bill preßte seine heiße Stirn gegen die Scheibe.

Die Äugen hatte er weit geöffnet, und das imaginäre Bild seiner Frau wollte einfach nicht weichen. Seine Lippen verzogen sich. Er öffnete den Mund, und als ein Stöhnen hervordrang, wurde selbst der Fahrer aufmerksam.

»Ist Ihnen nicht gut, Mr. Conolly?« fragte er.

»Wieso?«

»Ich meine, Sie…«

»Kümmern Sie sich nicht um mich. Mir geht es prächtig, verdammt prächtig, sogar…«

Das wollte der Fahrer nicht glauben. Er sagte nichts, sondern machte sich seine Gedanken. Einige Jahre kannte er den Reporter schon. Öfter hatte er ihn zu Redaktionen gefahren und ihn auch wieder abgeholt, wenn dort etwas getrunken worden war. Er kannte Bill Conolly als einen geselligen Menschen. Die Fahrten waren immer schnell vergangen, denn der Reporter hatte dann meist die neuesten Witze erzählt, die er bei seinen Besuchern gehört hatte.

So wie an diesem Abend hatte der Neger seinen Fahrgast noch nie erlebt. Ihn mußten schwere Sorgen plagen, irgend etwas war geschehen. Und es mußte gravierend gewesen sein, denn sonst hätte Bill Conolly nicht so im Fond gesessen und nur aus dem Fenster gestarrt. Ob etwas mit seiner Familie passiert war?

Bill starrte weiter nach draußen. Noch immer glaubte er, Sheilas Gesicht zu sehen, ihre ausdrucksvollen Augen, die weichen Lippen, das Lächeln, aber allmählich kristallisierte sich etwas anderes hervor.

Ein fremdes Gesicht.

Das des Teufels.

Wie eine Schablone schob es sich über das der Sheila Conolly, und in den Augen las der Reporter einen unbeschreiblichen Triumph darüber, daß es dem Satan gelungen war, Sheila von der Seite ihres Mannes wegzureißen.

Bill öffnete den Mund. Er dachte nicht mehr daran, daß er sich in einer fremden Umgebung befand, denn in ihm schoß die Wut wie eine lodernde Flamme hoch.

»Ich bekomme sie zurück!« keuchte er. »Du wirst sie nicht behalten, Teufel! Du nicht!«

Mac, der Fahrer, hörte die Worte. Vor Schreck hätte er fast das Gaspedal mit der Bremse verwechselt.

Bill Conolly hatte vom Teufel gesprochen. Und der Teufel machte

ihm Angst. Er gehörte ebenso zum Leben des Fahrers wie Gott. Viele seiner Landsleute waren sehr fromm, aber im gleichen Maße auch abergläubisch.

Das Böse und das Gute waren für ihn Begriffe, zwischen denen sich das Leben bewegte.

Und er dachte noch weiter. Zwar wußte er es nicht genau, aber bei den Conollys hatten sich schon des öfteren seltsame Dinge abgespielt, die nicht erklärbar waren. Mac hatte von diesen Dingen nie etwas gesehen, nur gehört, er traute sich auch nicht zu fragen, dennoch glaubte er daran, und die Reaktion seines Fahrgastes ließ sich vielleicht mit diesen unheimlichen Vorgängen erklären.

Öfter als gewöhnlich schielte er in den Innenspiegel, um seinen Fahrgast zu sehen.

Mac erkannte von ihm nur einen kompakten Schatten, und er versuchte es noch einmal.

»Geht es Ihnen wirklich gut, Mr. Conolly?«

»Ja, zum Teufel.«

»Sorry, ich meinte nur.«

»Fahr du die Strecke, die ich dir angesagt habe. Ansonsten halt den Mund. Ich möchte keine Gespräche.«

»Habe verstanden, Sir!« Mein Gott, was muß es dir schlecht gehen, dachte der Fahrer. Ob Bill etwas mit seiner Frau hatte?

Vielleicht Streit, Ärger oder möglicherweise noch etwas Schlimmeres?

Daran wollte Mac nicht denken, und er beschleunigte.

Die Gegend war einsamer geworden. Der Friedhof lag inmitten eines offenen Gebietes, eingebettet zwischen Wald und Wiesen. Man hatte dort die Helden begraben oder zumindest die, die man für solche hielt.

Mac war da skeptisch. Für ihn waren die kriegerischen Taten irgendwelcher Generäle keine Heldentaten. Eine Mutter, die fünf Kinder großzog, war in seinen Augen ein größerer Held als irgendein General, der aus dem sicheren Bunkerstand heraus seine Männer und auch die Feinde in den Tod schickte.

Deshalb mochte er diesen Heldenfriedhof nicht. Aber es war nicht seine Sache, und er würde dort auch nicht beerdigt werden.

»Wo soll ich Sie absetzen, Mr. Conolly?« fragte er nach hinten gewandt.

»Vor dem Eingang.«

»Kennen Sie den Friedhof?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Kurz vor Erreichen des Ziels mußte Mac den Wagen noch in eine weitere Kurve lenken. Von ihr aus führte eine Stichstraße zu dem Parkplatz.

Dort hielt der Fahrer an.
Bill zuckte zusammen, als er merkte, daß der Wagen nicht mehr fuhr.
Müde hob er seinen Kopf. »Was bekommen Sie, Mac?«
Der Fahrer nannte den Preis.
Bill Conolly griff in die Tasche, hielt für einen Moment inne, zog die Hand wieder hervor, ließ sie in den anderen Taschen verschwinden und schüttelte den Kopf.
»Was ist, Sir?«
Bill versuchte zu lächeln. Es mißlang ihm ziemlich, denn er mußte zugeben, daß er sein Geld vergessen hatte.
Mac lachte. »Das ist doch nicht tragisch, Sir. Es kann jedem einmal passieren. Machen sie sich darüber keine Gedanken. Dann zahlen Sie eben beim nächstenmal.«
Bill schaute ihn an. Mac hatte die Innenbeleuchtung eingeschaltet. In ihrem Licht wirkte das Gesicht des Reporters ziemlich bleich, noch blasser als sonst.
Bill nickte. »Ja, gut. Ich werde es so machen. Falls es ein nächstesmal noch gibt«, fügte er leise hinzu.
»Wie meinen Sie das, Sir?«
»Schon gut, es war nur so dahingesagt.« Bill öffnete den Wagenschlag.
»Alles Gute, Mac«, sagte er mit kratziger Stimme beim Aussteigen. Dem Fahrer kam es vor wie ein Abschied.
Er kurbelte die Scheibe nach unten. »Soll ich nicht warten, Sir, bis Sie zurückkommen?«
Bill schlug die Tür zu. »Nein, das ist nicht nötig. Fahren Sie ruhig wieder zurück.« Er hob noch einmal die Hand und näherte sich dem düsteren Eingang des Friedhofs.
Der dunkelhäutige Fahrer schaute ihm so lange nach, bis er die einsame Gestalt nicht mehr sah. Er schüttelte den Kopf, schlug mit der rechten Hand auf den Lenkradring und sagte: »Da stimmt etwas nicht. Irgendwas ist da nicht in Ordnung. Wer geht schon freiwillig nachts auf einen Friedhof?«
Mac überlegte. Nicht nur seine Neugierde war angestachelt worden, er dachte auch daran, daß der Reporter den Fahrpreis nicht hatte bezahlen können.
Das gab ihm die Möglichkeit, am Ball zu bleiben. Und er entschloß sich, trotz der späten Stunde bei den Conollys anzurufen. Einen Grund hatte er ja jetzt.
Wie ein Rennfahrer startete er. Und irgendwie ahnte er, daß die Zeit auf einmal drängte…

***

Charly Rainbird hatte einen Moment nicht zugehört. Deshalb fragte

er nach. »Wo sind wir hier gelandet?«

»Auf einem Friedhof.« Muriel konnte ein Zittern der Stimme nicht vermeiden. Sie war kein Mensch, der sich sehr leicht fürchtete, doch vor einem Friedhof hatte sie Angst. Dieses Gelände war ihr unheimlich, auch wenn die Toten nicht mehr sprechen konnten, doch allein die Atmosphäre störte sie sehr.

Und ausgerechnet da mußten sie runtergehen. Keine gute Sache, wie sie fand.

»Besser hier, als in einem Wald«, sagte ihr Mann, der alles ganz nüchtern sah.

»Aber ich mag keine Friedhöfe.«

Charly lachte. »Wir wollen hier auch nicht übernachten, meine Liebe. Wir falten, so gut es geht, alles zusammen und zurren die Hülle auch fest, damit sie vom Wind nicht weggetrieben wird.« Er lächelte Muriel zu.

»Hilfst du mir?«

»Natürlich.«

Bevor sie anfingen, schaute sich Charly um. Er hatte in seinem Leben schon zahlreiche Friedhöfe gesehen, allein schon, um seine Verwandten zu besuchen, dieser, auf dem sie gelandet waren, kam ihm jedoch anders als die übrigen vor.

Nicht von der Atmosphäre her, sondern allein von der Anlage. Er war weiträumiger, größer, die Wege erschienen ihm breiter, und als er einige Schritte ging, da sah er auch die ersten Gräber.

Sie waren nicht wie bei einem normalen Friedhof abgegrenzt, diese hier waren in die parkähnliche Friedhofslandschaft voll integriert, und die Gedenksteine standen auf den großen Wiesenflächen.

Es waren regelrechte Monumente. Wuchtige Klötze, grau, kantig. Manche nur einfache Rechtecke, andere wiederum mit irgendwelchen heroischen Merkmalen verziert und bebaut.

So entdeckte Charly Rainbird einige Klötze, auf denen Soldaten standen und eine kampfbereite Haltung eingenommen hatten. Daneben stand aber auch wieder ein Engel, der schützend Flügel und Arme ausbreitete.

Ein Widersinn in sich, Kitsch hoch drei, so formulierte Rainbird es in Gedanken.

Er ging ein paar Schritte über den weichen Rasen und konnte im letzten Licht des Tages auch die Inschrift auf einem der marmornen Grabsteine lesen.

»Hier ruht General Donald McPherson, ein Mann, der die Ehre Englands in der Hölle des indischen Subkontinents verteidigt hat. Möge Gott seiner Seele den ewigen Frieden geben.«

Charly hatte die Worte vor sich hingemurmelt und schüttelte den Kopf. Er mochte diese Sprüche nicht, und die helle Stimme seiner Frau

riß ihn aus den Gedanken.
»Charly, bitte! Soll ich denn alles allein machen?«
»Okay, ich komme.«
Muriel erwartete ihren Mann neben dem Korb stehend und sah, wie er den Kopf schüttelte. »Du hast recht, Muriel, dieser Friedhof ist wirklich nicht normal.«
»Sondern?«
»Eine Gedenkstätte für angebliche Helden. Ich glaube, hier liegen nur hohe Tiere. Wenn du dir die Inschriften auf den Grabsteinen ansiehst, kannst du feuchte Augen bekommen.«
»Das geht uns doch nichts an.«
»Recht hast du. Komm, wir müssen den Ballon irgendwo festbinden.«
Die beiden wickelten die Leinen um die Baumstämme. Es waren genügend vorhanden, und wenn es nicht reichte, wurden sogar noch Leinen an den hohen Grabsteinen befestigt.
Muriel und ihr Mann arbeiteten Hand in Hand. Man merkte ihnen an, daß sie ein Team waren.
Der Wind fuhr mit seinen kühlen Schwingen aus nordwestlicher Richtung heran. Er kämmte das Gras und bewegte die hohen Kronen der wohlgeschnittenen Bäume.
Ein phantastisches Schauspiel, denn die Bäume wirkten so, als wollten sie sich vor den Menschen verneigen.
»Alles klar?« Muriel richtete sich auf und drückte den Rücken durch. Die Kapuze war ihr wieder in den Nacken gerutscht, und der Wind wehte das braune Haar zu einem Turban in die Höhe.
»Ja, sicher. Wir können nur hoffen, daß uns der Ballon nicht gestohlen wird.«
Muriel lachte. »Wer sollte ihn denn wegnehmen? Die Toten vielleicht?«
»Nein, die nicht. Aber die Frau dort!«
Charly deutete nach rechts, und Muriel zuckte erschreckt zusammen, als sie die blondhaarige Person sah, die dicht neben einem hoch aus dem Boden ragenden Grabstein stand und die beiden wohl schon eine Weile beobachtet hatte.
Charly und Muriel rührten sich nicht. Sie mußten erst ihre Überraschung überwinden, denn sie hatten damit gerechnet, die einzigen Menschen auf dem Friedhof zu sein.
Auf Muriels Gesicht zeichnete sich ein Schauer ab. Sie faßte nach der Hand ihres Mannes, als brauchte sie eine Stütze.
Auch Charly mußte sich erst die Kehle freiräuspern, dann aber fragte er:
»Wer sind Sie?«
Die Frau ließ sich Zeit mit der Antwort. Sie kam sogar noch ein paar Schritte näher, bis sie sagte und dabei auch lächelte. »Ich bin eine

Dienerin des Teufels!«

***

Bill Conolly war verschwunden! Ich wollte es nicht fassen, nicht glauben, doch so sehr ich auch schaute, es blieb eine Tatsache. Ich hatte Suko geholt, und der starrte ebenso wie ich auf das offene Fenster, aus dem der Reporter verschwunden war.

»Er hat uns geleimt«, sagte mein Partner.

»Und wir hätten es wissen müssen«, erwiderte ich. »Verdammt auch, das ist doch nicht wahr!«

Keiner von uns konnte sagen, wie lange der Reporter schon verschwunden war. Eine Minute vielleicht, drei Minuten oder eine Viertelstunde. Es war alles möglich.

Hier herumzustehen hatte keinen Sinn, deshalb schlug ich vor: »Sehen wir draußen nach.«

An der Tür erwischte uns Shao. Sie wußte noch nicht, was geschehen war. Als wir es ihr erklärt hatten, wurde sie bleich. »Mein Gott, das darf doch nicht wahr sein.«

»Ist es aber.«

»Und jetzt?«

Wir hoben gleichzeitig die Schultern. Es war eine bezeichnende Geste, denn wir wußten uns keinen Rat mehr. Minuten später durchsuchten wir den Vorgarten. Shao hatte vom Haus her sämtliche Lampen eingeschaltet, so daß sich Helligkeit und Dunkelheit die Waage hielten und wir nicht mit Taschenlampen zu suchen brauchten.

Suko fand die Spuren. Er rief mich zu sich, kniete am Boden und deutete auf die Abdrücke. »John, hier ist vor kurzem jemand hergelaufen, und die Spuren weisen eindeutig in Richtung Tor.«

Eine lange Sucherei im Vorgarten konnten wir uns ersparen, deshalb eilten wir geradewegs auf das Tor zu und entdeckten dort ebenfalls die Abdrücke.

Bill war über den Zaun geklettert. Bevor ich eine Entscheidung treffen konnte, hangelte Suko sich katzengewandt in die Höhe, sprang an der anderen Seite zu Boden und schaute sich um.

»Nichts«, hörte ich ihn sagen. »Da gibt es keine Spuren mehr. Die Richtung können wir uns aussuchen.«

»Verdammt auch.«

Suko kletterte wieder zurück. Ziemlich belämmert schauten wir uns an.

Es hatte keinen Sinn, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, wir konnten über den Grund spekulieren, weshalb Bill so plötzlich verschwunden war.

Das taten wir, als wir zum Haus zurückgingen.

»Ob er durchgedreht hat?« fragte Suko.

»Möglich.«
»Aber er muß einen Grund gehabt haben. Bill wird nicht so ohne weiteres verschwinden. Das will nicht in, meinem Schädel. Ich habe das Gefühl, als hätte er einen Plan gefaßt. Irgend etwas muß ihm da einen Anstoß gegeben haben. Denk nur darüber nach, daß er sich innerhalb einer Stunde verändert hat. Seine Gemütsbewegung wechselte, und das gab mir zu denken. Da kannst du sagen, was du willst, John. Wir haben etwas übersehen.«
»In der Dusche«, sagte ich. »Da hat er sich doch so seltsam benommen. Es dauerte immerhin eine Weile, bis sich Bill unter die Brause stellte.«
»Stimmt.«
»Vielleicht hat ihn jemand besucht.«
»Daran dachte ich auch. Möglicherweise sogar Sheila. Der Satan ist verdammt mächtig, der manipuliert Menschen, ohne daß diese es selbst merken.«
»Wenn sie ihn besucht hat, weshalb ist er dann verschwunden?« sinnierte ich weiter.
»Weil man ihn weggelockt hat.«
Mit dieser Antwort hatte Suko meiner Ansicht nach genau ins Schwarze getroffen. Weggelockt! Das war richtig. Wir hatten zuvor geahnt, daß sich der Satan immer die schwächsten Glieder in der Kette aussuchte, und das war nun mal Bill Conolly.
Zuerst Sheila, dann er.
Shao erwartete uns an der Tür. Sie stand im Lichtkreis der Außenleuchte, und ihr Gesicht glich einem Fragezeichen.
»Nichts«, sagte Suko. »Gar nichts. Tut mir leid. Bill ist verschwunden.«
Für einen Moment preßte Shao ihre Hände gegen die Brust, bevor sie fragte: »Und ihr habt keine Spuren?«
»Leider nein«, erwiderte ich.
Die Chinesin sah uns an, daß wir draußen nicht mehr diskutieren wollten. Sie gab den Weg frei, und wir gingen ins Haus.
Wir waren reingelegt worden, trotz allem. Wir hätten noch vorsichtiger und mißtrauischer sein sollen, vor allen Dingen hätte ich mich mehr auf Bill konzentrieren können, aber wer weiß das alles schon im voraus. Er hatte mit sich selbst zu tun gehabt, hatte Ruhe haben wollen, und das wurde von mir akzeptiert.
Ich spürte einen Druck im Magen. Es war nicht einfach, den Streß durchzuhalten, und ich nahm einen Schluck Mineralwasser, damit ich aufstoßen konnte.
In der Küche traf ich auch Shao. »Du bist deprimiert, John, wie?«
»Das kannst du dir ja vorstellen.«
Sie nickte. »Aber was hätten wir machen können?«

»Besser achtgeben.«
»Der Satan hätte immer eine Möglichkeit gefunden, uns zu hintergehen, deshalb solltet ihr euch keine grauen Haare wachsen lassen, John.«
»Danke für deinen Trost«, lächelte ich und nahm noch einen Schluck Mineralwasser.
»Was habt ihr jetzt vor?«
»Wir können natürlich eine Großfahndung nach Bill Conolly einleiten, wenn uns nichts anderes einfällt. Irgendwo muß er ja zu finden sein.«
»Hast du keinen Verdacht?«
Ich stellte das Glas weg und zündete mir eine Zigarette an. Den Rauch blies ich gegen die Lampe und schaute ihm nach. »Natürlich habe ich einen Verdacht. Vielleicht hat der Teufel den guten Bill ebenfalls geholt, und er befindet sich bereits bei Sheila.«
»Das glaubst du doch selbst nicht.«
»Es wäre zumindest eine Möglichkeit«, gab ich zu.
Genau in dem Augenblick schellte es. Es war ein langes Klingeln, hörte sich für mich ziemlich fordernd an, und Shaos Blick traf mein Gesicht.
»Wer kann das sein, John?«
»Keine Ahnung.«
Im Flur traf ich Suko. Er hob ebenfalls die Schultern und war näher an der Tür als ich. Durch die Sprechanlage erkundigte er sich, wer am Tor stand.
»Entschuldigen Sie, Sir. Ich bin ein Taxidriver und habe Mr. Conolly gefahren. Er blieb mir den Fahrpreis schuldig, und den wollte ich mir abholen.«
Suko schaltete schnell. »Wann haben Sie Mr. Conolly gefahren?« Seine Stimme zitterte plötzlich.
»Vor knapp einer Stunde.«
»Kommen Sie rein!« Suko öffnete per Knopfdruck das Tor.
Auch Shao war inzwischen zu uns gekommen. »Eine Spur von Bill?« fragte sie.
»Möglich.« Ich wollte mich da nicht so festlegen, sondern erst einmal abwarten.
Natürlich konnte uns der Satan auch eine Falle gestellt haben, deshalb waren wir vorsichtig, was den Fahrer anging. Wir behielten den Platz vor dem Haus im Auge.
Ich stellte mich dabei ans Fenster. Schon bald sah ich einen Wagen den Weg hochfahren.
Es war tatsächlich ein Taxi. Schräg stoppte der Mann es vor dem Haus und stieg aus.
Ein Farbiger kam auf die Tür zu. Er trug eine Lederjacke und hatte

den Kragen hochgestellt. Gesehen hatten wir den Mann noch nie. Suko öffnete, während ich mich im Hintergrund hielt.

»Kommen Sie rein«, sagte der Chinese.

Der Fahrer trat seine Füße ab und kam ins Haus. Er fühlte sich ein wenig unwohl und machte auf uns einen verlegenen Eindruck. »Ich wollte wirklich nicht stören, Sir«, sagte er, »und das mit dem Geld hätte vielleicht noch Zeit gehabt, aber mich hat etwas anderes aufmerksam gemacht.«

»Bitte reden Sie!« bat ich.

Der Mann knetete seine Hände. Er hob dabei auch die Schultern und erklärte mit leiser Stimme: »Eigentlich geht es mich ja nichts an, aber Mr. Conolly hat sich zu einem Friedhof fahren lassen.«

»Wohin?« schnappte ich.

»Memorial Cemetery.«

»Was will er denn da?« fragte Shao.

»Keine Ahnung, Madam. Wissen Sie, ich kenne Mr. Conolly ganz gut. Ich habe ihn schon des öfteren zu den Redaktionen der Zeitungen gefahren und mich auch immer mit ihm unterhalten, doch nun weiß ich nicht mehr weiter. Ehrlich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, was er auf dem Friedhof wollte, und er war die gesamte Fahrt über auch so seltsam. Sprach nicht, wenn, dann nur mit sich selbst. Einmal habe ich sogar das Wort Teufel verstanden. Es war alles sehr mysteriös, wenn ich das einmal so sagen darf.«

»Natürlich dürfen Sie«, sagte ich schnell und nickte Shao zu. Dieser Mann war Gold wert. Jetzt wußten wir, wo sich Bill befand.

»Wieviel bekommen Sie?« fragte der Chinese.

Er nannte den Fahrpreis.

Ich beglich ihn und legte noch ein Trinkgeld hinzu.

Der dunkelhäutige Fahrer bedankte sich überschwenglich und entschuldigte sich gleichzeitig. »Ich wollte mich nicht in Ihre Dinge einmischen, aber ich fand es sehr seltsam.«

»Sie haben uns einen großen Gefallen getan und einen noch größeren Mr. Conolly.«

Der Driver hob die Schultern. »Wenn Sie meinen, Sir…« Er lächelte verlegen. »Kann ich jetzt gehen?«

»Natürlich. Und nochmals herzlichen Dank.«

Der Fahrer ging. Wir warteten, bis er seinen Wagen vom Grundstück gelenkt hatte. Dann griffen wir schon nach unseren Jacken.

»Memorial Friedhof«, sagte Suko. »Kennst du den Weg dorthin, John?«

»So ungefähr.« Ich war schon an der Tür. Bis zu meinem Bentley brauchte ich nur zwei Schritte zu gehen. Aus dem Kofferraum holte ich den Bumerang hervor. Wenn wir tatsächlich gezwungen wurden, gegen den Teufel zu kämpfen, wollte ich alle Waffen bei mir haben.

Suko kam ebenfalls, während Shao in der Tür stehenblieb. Sie kämpfte mit den Tränen.

Ich winkte ihr noch kurz zu, bevor ich den Wagen startete. Dann rauschten wir ab.

Obwohl wir nicht darüber sprachen, hofften wir beide, Bill Conolly lebend vorzufinden und dem Teufel die Rechnung präsentieren zu können…

***

Die Frau mit den blonden Haaren hatte etwas gesagt, das Muriel und Charly Rainbird zwar verstanden, aber nicht begriffen hatten. Sie hatte sich als eine Dienerin des Teufels bezeichnet.

Spinnerei?

Die beiden Ehepartner schauten sich an. In Muriels Gesicht zuckte es.

Sie war blaß geworden, und auch ihr Mann fühlte sich in seiner Rolle nicht wohl, dennoch überwand er sich selbst und stellte die nächste Frage, um Gewißheit zu bekommen. »Was haben Sie da gesagt?«

»Ich bin eine Dienerin des Teufels!«

»Und?«

Die Frau kam näher. Sie wurde von den Ehepartnern angestarrt. Der Wind fuhr in den Rücken der Blonden und wühlte das Haar in die Höhe.

Sie war eigentlich zu dünn angezogen, doch sie schien nicht zu frieren.

Zwei Schritte vor dem Ehepaar blieb sie stehen und schaute auf die leere Ballonhülle. Sie sagte nichts, so daß sich Charly gezwungen sah, eine Frage zu stellen.

»Sie sind zwar eine Dienerin des Teufels, aber haben Sie auch einen Namen?«

»Weshalb wollen Sie ihn wissen?«

»Nur so.«

Muriel Rainbird war die Sache nicht nur peinlich, sie wollte auch weg, denn allmählich wurde ihr dieser Friedhof unheimlich. Sie stieß ihren Mann in die Seite. »Laß doch, Charly…«

»Nein, Madam«, antwortete die Blonde. »Ihr Mann hat eine Frage gestellt, er soll auch die Antwort bekommen. Ich heiße Sheila Conolly und diene, wie gesagt, dem Teufel.«

»Gibt es den überhaupt?«

Muriel hatte die Frage gestellt und erntete einen spöttischen und überheblichen Blick. »Sie glauben nicht an den Teufel?«

»Nein… ja, die Kinder…«

»Es gibt den Teufel«, erklärte Sheila mit fester Stimme. »Ich selbst habe mit ihm gesprochen.«

Charly Rainbird hatten die Worte schon die ganze Zeit über gestört.

Er fühlte sich schlichtweg auf den Arm genommen, ging zwei Schritte vor und blieb dicht bei Sheila stehen. »Schauen Sie mir mal in die Augen!« forderte er.

»Charly!« rief seine Frau.

Der Mann ließ sich nicht beirren. Er sah Sheilas Lächeln, und sie starrten sich an.

Sekunden nur, doch die Zeit reichte. Charly spürte, daß mit dieser Frau etwas nicht stimmte, und das sagte er ihr auch. »Tut mir leid, Madam, aber ich glaube, daß Sie uns hier einen Bären aufbinden wollen. Auch ich habe mir eine Meinung über Sie gebildet. Wollen Sie diese hören?«

»Bitte.«

»Ich glaube, daß Sie aus einer Heilanstalt entwichen sind. Sie sind nicht richtig im Kopf. Irre, wenn Sie meine Ansicht hören wollen. Und davon gehe ich nicht ab.«

»Charly, du bist wahnsinnig!« rief Muriel. »Wie kannst du so etwas nur sagen!«

»Nein, sie ist verrückt.«

Beide hörten Sheilas leises Lachen. »Ich weiß, daß es seltsam klingt, aber ich diene tatsächlich dem Teufel.«

Charly Rainbird ließ sich nicht beirren. »Aus welcher Anstalt sind Sie geflohen?«

»Ich komme aus keiner Anstalt.«

»Sondern?«

»Aus einem Grab!«

Das war der zweite Hammer innerhalb weniger Sekunden, den Muriel und Charly Rainbird zu verkraften hatten. Der Mann verzog das Gesicht, als hätte man ihm Essigwasser zu trinken gegeben. Er schüttelte den Kopf, schluckte ein paarmal und holte tief Luft. »Sie… Sie kommen also aus dem Grab, wie Sie selbst sagten.«

»Ja und nein.«

»Was soll das denn wieder heißen?«

»Mein Grab ist die Hölle.«

Charly grinste. »Und es befindet sich auf diesem Friedhof, wenn ich das richtig sehe.«

»Genau.«

»Können Sie es uns zeigen?«

»Wenn Sie mitkommen wollen und Zeit genug haben, mache ich es gern.«

Charly drehte den Kopf und warf seiner Frau einen fragenden Blick zu.

Muriel war die ganze Sache sichtlich unangenehm. Hinzu kam die seltsame Furcht, die sie verspürte, und sie überließ die Entscheidung ihrem Gatten.

»Dann gehen wir«, sagte er. Seine Stimme klang nicht mehr so forsch. Aber er hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch essen.

»Wollt ihr den Teufel sehen?« fragte Sheila.

»Natürlich.«

»Ihr werdet ihm auch dienen müssen.«

»Machen wir alles«, erklärte Charly lässig.

»Bitte, ich…« Muriel mischte sich ein. »Charly, ich möchte nicht mitgehen…«

»Unsinn. Sie will uns doch nur zu ihrem Grab führen. Kommt, ich bin sehr gespannt.«

»Das könnt ihr auch sein«, sagte Sheila, drehte sich und ging vor.

Die Sache war den beiden schon mehr als unheimlich. Sicherheitshalber faßte Charly Rainbird die Frau an. Er fühlte unter seinen Fingern die Haut. Für ihn ein Zeichen, daß er es nicht mit einem Geist zu tun hatte, sondern mit einer normalen Person. Das war schon wichtig. Sie schritten den breiten Weg entlang. Muriel hatte den Kopf gesenkt und schaute auf ihre Fußspitzen. Sie wollte nicht sehen, wohin sie gingen. Es war ihr alles unheimlich, wenn sie nur an die schrecklichen Gräber dachte, die den Weg säumten.

Die Grabsteine bereiteten ihr Angst. Sie wirkten bedrohlich, auch wenn sie keine Menschen waren, sondern eine tote Materie.

Es war in der Tat ein Heldenfriedhof. Fast jeder der hier Begrabenen hatte einen besonderen Grabstein bekommen. Die Inschriften erzählten von Ehre und Treue, doch was nutzte dies schon einem Toten?

Hin und wieder, wuchsen die sorgfältig gestutzten und beschnittenen Bäume dichter zusammen. Da war dann nicht mehr soviel Platz für die Grabsteine. Manchmal erkannten sie hinter den Bäumen einen langen, kopfhohen Schatten. Es war eine dichte grüne Hecke, die den Heldenfriedhof einzäunte.

Sheila ging einen Schritt vor, während sich Muriel und Charly hinter ihr hielten und sich an den Händen faßten. Besonders Muriel fiel es sehr schwer, ein Zittern zu unterdrücken. Sie hatte schlichtweg Angst, denn über dem Friedhof lag eine seltsame Dunkelheit, eine Mischung zwischen Schwarz und Grau. Am Himmel türmten sich die Wolken zu skurrilen Gebilden, die der Wind zerfetzte, wenn er hineinfuhr.

Es hätte nur noch der Vollmond gefehlt, um die Gruselatmosphäre perfekt zu machen. Beide sprachen nicht. Auch Sheila hielt den Mund. Sie ging mit sehr geraden Schritten den Weg entlang, der durch die Grabsteine zu beiden Seiten markiert war.

Weicher Rasen dämpfte ihre Schritte. Eine geisterhafte Stille umgab sie, und die Schatten zwischen den Bäumen und den Grabsteinen kamen Muriel bedrohlich und gefährlich vor.

»Ist es noch weit?« Charly unterbrach das Schweigen.
»Nein, wir sind gleich da.« Ohne stehenzubleiben, deutete Sheila Conolly nach vorn. »Sehen Sie den hohen Schatten dort?«
»Ja.«
»Das ist mein Grab.«
Sie sagte dies mit einer so großen Selbstverständlichkeit, daß Muriel und Charly nur schlucken konnten. Der Mann wurde immer mehr in seiner Überzeugung gestärkt, daß die Frau vor ihnen verrückt sein mußte. Sie wollte ihnen weismachen, aus einem Grab gekommen zu sein, doch das nahm ihr Charly nicht ab.
An der Schulter ihrer Vorläuferin schauten sie vorbei und entdeckten tatsächlich den hohen Grabstein.
Ein hochkant gestelltes Rechteck, das einen Schatten bildete, in dessen Mitte jedoch etwas schimmerte.
Vielleicht war es eine Schrift oder ein Zeichen. Keiner der Rainbirds wußte es genau, und sie wagten auch nicht, danach zu fragen, sondern wollten sich überraschen lassen.
Jetzt trennten sie nur noch wenige Schritte von ihrem makabren Ziel. Als sie noch näher kamen, so daß ihre Fußspitzen fast die waagrecht auf dem Boden liegende Grabplatte berührten, blieb Sheila Conolly für einen Moment stehen, bevor sie zur Seite ging und dem Ehepaar ein freies Blickfeld öffnete.
Muriel und ihr Mann schauten auf den Stein. Die Schrift dort flimmerte tatsächlich. Gelbe Buchstaben, unterlegt mit einem rötlichen Schein, und sie konnten einen Namen lesen.
Charly sagte nichts, aber Muriel konnte ihren Schrecken nicht unterdrücken.
»Es stimmt!« flüsterte sie. »Es stimmt tatsächlich, Charly. Das ist ihr Grab.«
Der Mann nickte. Wie seine Frau hatte auch er den Namen gelesen.
SHEILA CONOLLY
Die Schrift flimmerte vor ihren Augen, denn sie schien sich in permanenter Bewegung zu befinden.
Charly wischte sich über die Stirn. Er hatte seine Hand, noch nicht gesenkt, als er die spöttische Frage hörte.
»Nun, Mister?«
Der Mann drehte den Kopf und blickte Sheila an. »Ja, Madam, Sie haben recht.«
»Sagte ich Ihnen doch.«
»Aber verdammt hoch mal. Sie können doch nicht aus dem Grab gekommen sein!«
»Weshalb nicht?«
»Tote stehen nicht mehr auf!« schrie der Mann.
Sheila lachte laut. »Das denken Sie, aber der Teufel hat eine andere

Meinung darüber.«

Muriel fürchtete sich nicht nur vor der Umgebung, auch das Gespräch wurde ihr allmählich unheimlich. Sie drängte sich an ihren Gatten und hauchte: »Laß uns gehen, Charly!«

Obwohl sie leise gesprochen hatte, waren die Worte auch von Sheila gehört worden. »Nein«, erklärte sie mit fester Stimme. »Sie werden nicht gehen. Ich bestimme, ob Sie wegkommen oder nicht.«

»Und das glauben Sie?« fragte Charly.

»Jawohl.«

Er lächelte kalt. »Tut mir leid. Sie werden uns nicht hier festhalten können.«

»Ich vielleicht nicht, aber der Teufel. Da Sie mir nicht positiv gegenüberstehen, sind Sie auch keine Freunde der Hölle, und der Satan wird dementsprechend reagieren.«

Dies war eine Drohung, und Charly Rainbird hatte sie auch genau verstanden. »Sie wollen uns tatsächlich hier festhalten?«

»Natürlich.«

»Dann versuchen Sie es.«

»Bitte.« Sheila ging einen Schritt vor und stand auf der Platte des Grabsteins. Beide Arme hob sie, streckte ihre Fingerspitzen dem nachtdunklen Himmel entgegen und rief mit lauter Stimme den Namen ihres Herrn und Gebieters.

»Satan! Satan!« hallte es dumpf über den Friedhof. »Satan, erscheine und nimm diese beiden als Opfer!«

Muriels Angst wuchs. Sie hatte sich zusammengeduckt und klammerte sich an ihrem Mann fest, während sie ihre Blicke nicht von Sheila Conolly lösen konnte, die sich zwar äußerlich nicht verändert hatte, dennoch einen unheimlichen Eindruck machte, wie sie hochaufgerichtet auf der Grabplatte stand und nach dem Teufel rief.

Sie kam Muriel wie ein Gespenst vor und nicht wie ein lebendiger Mensch.

»Satan, erscheine!«

»Laß uns gehen, Charly! Laß uns…«

Der Blitz schien aus dem Nichts zu kommen. Urplötzlich war er da und zeichnete eine gezackte Linie in das dunkle Grau des herbstlichen Nachthimmels.

Für einen Moment wurde es auf dem Friedhof hell. Eine fahle, trügerische Helligkeit. Sie ließ die Gesichter der versammelten Menschen geisterhaft bleich aussehen, als wären sie mit heller Farbe Übergossen worden.

Dann war es wieder dunkel.

Charly und Muriel, noch geblendet durch den fahlen Schein, konnten sich im ersten Augenblick nicht richtig konzentrieren, doch als sich ihre Blicke wieder geklärt hatten, sahen sie das, was ihnen Sheila

Conolly versprochen hatte.
Es war der Teufel!

***

Er hatte sich hinter seinem weiblichen Schützling aufgebaut. Eine schreckliche Figur, das Grauen in Person, Herrscher der Hölle und vom Höllenfeuer umflort.

Muriel und Charly waren sprachlos. Sie konnten einfach nicht mehr reden, denn was man ihnen da zeigte, war zu schlimm.

Der Teufel stand hinter Sheila Conolly. Er schien aus dem Grab zu wachsen, war größer als ein Mensch und zeigte sich in all seiner Scheußlichkeit.

Das dreieckige Gesicht war mehr als häßlich. Aus seinem Maul strömte grünlicher Dampf, und die Hörner stachen krumm aus seiner schwarz gefärbten Stirn.

Feuerrot glühten die Augen, und feuerrot schimmerte auch der Mantel, den er ausgebreitet hatte und der über seinen Schultern hing. Er schien aus Flammen zu bestehen, deren Spitzen dem grauen Himmel entgegenleckten.

»Der Teufel!« schrie Sheila Conolly und begann gellend zu lachen. »Hier seht ihr ihn…«

Sie bot ein schauriges. Bild, denn auch sie wurde vom Widerschein des Feuers erfaßt, und ihre Haut leuchtete in einem seltsam bleichen Rot.

Das Ehepaar Rainbird stand da wie Zwerge vor einem Giganten. In diesem Augenblick brach eine Welt für sie zusammen. Sie hatten ihr Leben bisher sehr realistisch gesehen. Geisterspuk und Teufelsglaube interessierten sie nicht, jetzt wurden sie eines Besseren belehrt, dennoch konnten sie es nicht fassen, und es war Charly Rainbird, der sich einen innerlichen Ruck gab und startete.

»Nein!« Er hörte noch den Schrei seiner Frau, doch er ließ sich nicht beirren.

Mit zwei gewaltigen Sätzen sprang er auf die Grabplatte, griff Sheila an und schleuderte sie zur Seite. Wie eine Puppe fiel sie neben dem Grab in das Gras. Auf dem Rücken blieb sie liegen. So konnte sie, wie auch Muriel, mit ansehen, wie ihr Mann den Teufel attackierte oder diejenige Person, die seiner Ansicht nach sich als Satan verkleidet hatte und einen makabren Spaß mit ihnen trieb.

»Ich werde dir deine verdammten Scherze schon austreiben!« brüllte er, streckte seine Arme vor, und die Hände griffen rechts und links in das Gesicht des Satans.

Er wollte dieser Gestalt die Maske vom Gesicht wegreißen, denn seiner Ansicht nach trug die Gestalt eine Fellmaske.

Seine zehn Finger bohrten sich förmlich hinein. Er griff zu und riß

daran, doch das Fell hielt, und er vernahm das gellende Gelächter aus dem Maul des anderen.

Gleichzeitig quoll ihm eine stinkende Wolke entgegen. Sie roch nach Hölle und Tod.

»Du Mensch!« schrie der Teufel. »Du wagst es tatsächlich?«

»Ja, ich werde dir die… aaagghhrr…«

Ein mörderischer Schrei löste sich aus der Kehle des Mannes, und dann reagierte der Teufel.

Wie festgeklebt hing Charly Rainbird an der schrecklichen Gestalt.

Denn seine Hände konnten sich nicht mehr vom Gesicht des Satans lösen. Charly Rainbord erlebte das Grauen, und er mußte mit ansehen, daß sich seine Haut ebenfalls veränderte.

Sie verbrannte von innen!

Das Weiße verschwand. Die Haut auf seinen Händen und an den Gelenken wurde zuerst feurigrot und war im nächsten Augenblick pechschwarz. Aber an den Händen hörte es nicht auf. Die höllischen Verbrennungen breiteten sich aus. Sie erfaßten den gesamten Körper und entrissen ihm die Flüssigkeit.

Charly konnte sich noch immer nicht lösen. Aber er drehte den Kopf, und so erlebte Muriel die letzten, unbeschreiblich schrecklichen Sekunden ihres Mannes.

Sein Gesicht war nur mehr eine verbrannte Maske. Weiß leuchteten darin die Augen, und Muriel glaubte, den letzten hilfesuchenden Blick zu erkennen, bevor Charlys Knie nachgaben, er keine Kraft mehr besaß und auf der Grabplatte zusammensackte, da der Satan ihn im gleichen Moment losgelassen hatte.

Verkrümmt blieb er liegen.

Über ihm stand der Teufel. Aus seinem Rücken loderte das Feuer. Das entstellte Gesicht war die Ausgeburt an Häßlichkeit, und auch sein Lachen konnte man damit vergleichen. »Charly?«

Zunächst war es nur ein leises Wort, das über Muriels zitternde Lippen drang. Die Frau konnte es nicht fassen, was mit ihrem Mann geschehen war, doch einen Moment später wußte sie Bescheid. Da verzerrte sich ihr Gesicht, und all ihr Schrecken artikulierte sich in einen gellenden Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte.

»Charlyyyy…!«

Der Ruf hallte über den Friedhof. Es schien aus keiner menschlichen Kehle zu stammen, so schrecklich war er, und die Stimme der Frau überschlug sich.

Während der Schrei allmählich verebbte, sackte auch Muriel Rainbird zusammen. Sie wirkte wie eine Tote, die Haut schien keinem lebenden Menschen mehr zu gehören, und als Muriel vor dem Grab zu Boden fiel, stand Sheila auf.

»Sie wollte es nicht glauben«, sprach sie zu ihrem Gebieter, dem

Teufel.

»Beide wollten es nicht glauben, obwohl ich es ihnen gesagt habe.«

Der Satan lachte widerlich. »Das macht nichts, seine Seele befindet sich bereits bei mir.« Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als aus seinem Maul ein heftiger Wind drang, über die Grabplatte strich und das wegwehte, was von Charly noch übriggeblieben war.

Staub…

Wie eine große Fahne glitt er davon, und die dunkle Grabplatte war wieder leer.

»Nimm sie mit!« befahl der Teufel und deutete mit einer Krallenhand auf Muriel.

Sheila nickte. Sie kam näher, bückte sich und hatte Schwierigkeiten, die Bewußtlose hochzuheben. »Wohin mit ihr?« fragte sie schweratmend.

Der Teufel erhob sich. Wie ein Gespenst schwebte er plötzlich über der Grabplatte. Dann senkte er seine Arme, deutete nach unten, und die Platte hob ab.

Sie stellte sich hochkant. Aber die Öffnung war nicht dunkel wie bei einem normalen Grab, nein, in ihr glühte und loderte ein schauriges Feuer.

Gleichzeitig drangen klagende und jaulende Laute ins Freie, als würden innerhalb dieser Öffnung Lebewesen allmählich zu Tode gequält.

Sheila machte dies nichts aus. Sie wartete, bis die Platte so hochkant stand, daß sie nicht mehr behindert wurde. Und so betrat Sheila zusammen mit der bewußtlosen Muriel das Grab.

Sie fiel nicht in die Tiefe, sondern schwebte für einen Moment in der Luft, bevor sie allmählich in das höllische Feuer sank.

Die Flammenzungen leckten über ihre Gestalt, trafen auch das Gesicht und ließen es aussehen, als wäre es mit Blut angestrichen.

Sheila verschwand.

Kaum war sie nicht mehr zu sehen, als sich auch die Grabplatte hinabsenkte.

Dies geschah lautlos. Nicht ein Ton war zu hören, kein Knirschen, kein Knarren. Fugendicht schloß die Platte ab, und auch kein Höllenfeuer schimmerte durch die Ränder.

Still und geheimnisvoll lag das Grab der Sheila Conolly in der Dunkelheit.

Eine stumme Falle, die auf das nächste Opfer lauerte…

***

Bill Conolly hörte den Schrei und blieb ruckartig stehen. Er duckte sich dabei zusammen, die Härchen in seinem Nacken stellten sich aufrecht, und über seinen Rücken rann ein Schauer.

Kein Zweifel, da hatte jemand geschrien. Aber wer?

Durch die Nase saugte er die Luft ein, sein Mund bildete einen Strich. Er spürte im Hals einen Kloß, und über seinen Rücken schienen die Fingerspitzen unsichtbarer Hände zu laufen.

Bill wußte nicht, aus welcher Richtung der Schrei gekommen war, deshalb hoffte er, daß er sich wiederholte.

Der Reporter hatte Glück.

Abermals hallte es schaurig und schrill über den Friedhof, und Bill glaubte sogar, daß jemand einen Namen gerufen hatte. Allerdings hatte er ihn nicht verstehen können, bis auf eine Kleinigkeit.

Es war ein langes »a« im Namen.

Wie auch bei Sheila!

»Mein Gott!« hauchte Bill, und er zitterte am gesamten Leib. Die Angst brachte ihn fast um. Er lief einige Schritte nach vorn, war aber zu hastig, denn er erreichte nichts und blieb stehen.

»Sheila, bitte…« Er flüsterte den Namen seiner Frau. Dabei starrte er in die Dunkelheit, sah die Schatten der Bäume und nahm die unheimliche Atmosphäre des Heldenfriedhofs in sich auf.

Dieser Flecken Erde schien auf ihn gewartet zu haben. Er glaubte, überall Schatten und unheimliche Wesen zu sehen, die allein auf ihn fixiert waren und ihn belauerten.

Das Atmen fiel ihm schwer. Bill fühlte den Kloß im Nacken, und er bewegte seine schweißnassen Finger. Auch dachte er daran, daß er sich schon auf Friedhöfen herumgetrieben hatte und dabei auch Zombies, den lebenden Leichen, begegnet war.

Hier herrschte Ruhe.

Bill ließ sich nicht täuschen. Die Stille empfand er als äußerst trügerisch und seiner Ansicht nach war sie nur oberflächlich, denn im Verborgenen lauerten die Feinde.

Der Reporter schaute nach vorn. So wie in diesen Augenblicken hatte er sich noch nie in seinem Leben gefühlt. Der Blick schien in die Weite des Alls zu dringen und nicht über den unheimlichen dunklen Friedhof zu streichen.

Es blieb still. Bill hörte den Wind, der über das Gelände strich. Er nahm ihn auf wie eine unheimliche Melodie, die Geschichten aus dem Jenseits erzählen wollte.

Waren es tatsächlich Stimmen? Raunte und wisperte es um den Reporter herum? Wurde er gerufen? Vielleicht von Sheila? Obwohl es nur der Wind war, der um Bill Conolly wehte, ließ er sich täuschen, denn er war innerlich zu aufgewühlt, so daß sich bei ihm Realitäten schon mit Wunschvorstellungen mischten.

»Kommt doch her!« rief er in den Wind hinein. »Los, kommt und zeigt euch! Ich will meine Frau wiederhaben!«

Bills Rufen war vergeblich. Keiner gab ihm eine Antwort, und auch

Sheilas Stimme vernahm er nicht.

Er drehte sich noch ein paarmal, fühlte den plötzlichen Schwindel, torkelte zur Seite, und es gelang ihm nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Bill stürzte zu Boden.

Er drehte sich noch einmal, um in eine sitzende Haltung zu gelangen, senkte den Kopf und begann zu schluchzen. Der Teufel hatte es tatsächlich geschafft und einen Menschen fertiggemacht. So brutal und grausam konnte nur er sein.

Der Friedhof schwieg.

Kein Baum, kein Strauch und kein Grashalm gab dem Reporter Auskunft, so daß sich Bill nach einer Weile wieder fangen konnte und aufstand. Er spürte den kühlen Wind auf seinem erhitzten Gesicht und hielt es den Wolken entgegen.

Als große, gewaltige Figuren schwebten sie hoch über ihm, segelten lautlos am Himmel und verdeckten das unendlich erscheinende All, aus dem alles Leben gekommen war.

Bill ging weiter. Diesmal waren seine Schritte noch schleppender als zuvor. Da er keine Wege sah, lief er quer über den Rasen, und seine Schuhe schleiften durch das Gras.

Der Boden war glatt. Keine Erhebungen, keine Löcher, das Gras erschien wie gebügelt.

Schwer ging Bills Atem. Er stieß die Luft aus, die Wolken vor seinen Lippen dampfen ließ, und das Haar klebte schweißfeucht auf seinem Kopf.

Den Eingang des Friedhofs hatte er längst hinter sich gelassen und stand jetzt an dem Punkt, der ihn an den Beginn einer Allee erinnerte, obwohl er keinen Weg, sondern nur das mit Gras bewachsene Rechteck sah, dessen Ende sich dicht an einer grünen Hecke befand, die Bill nur als Schatten erkannte.

Dazwischen aber sah er die wohlgestutzten Bäume und die markanten Grabsteine.

Und noch etwas entdeckte er.

Eine gelbe Fläche, die, wenn der Wind über sie strich, Wellen warf und sich bewegte. Bill konnte sich nicht erklären, was dort auf dem Boden lag. Nahe dieser Fläche sah er auch einen dunklen Gegenstand, wobei Bill sicher war, daß es sich nicht um einen Grabstein handelte.

Für einen Moment vergaß er seine Sorgen, denn die Neugierde überwog bei ihm.

So schritt er auf die gelbe Fläche zu und erreichte zuerst den dunklen Gegenstand.

Jetzt erkannte Bill ihn. Vor einigen Jahren war er einmal mit einem Ballon gefahren und hatte in einem Korb wie diesem gestanden, und jetzt wußte er auch, was diese gelbe Fläche bedeutete. Das war eine Ballonhülle, aus der sämtliche Luft entwichen war.

Flach und dennoch wellig lag sie vor ihm am Boden.
Über die Hülle schritt Bill hinweg. Einige Leinen waren mit Bäumen oder Grabsteinen verbunden, damit der Wind die Hülle und den Korb nicht wegreißen konnte.
Die Gräber schwiegen. Auch von den Menschen, die sicher mit dem Ballon gefahren waren, sah Bill nichts. Er dachte wieder über den Schrei nach. Ob ihn der Ballonfahrer ausgestoßen hatte?
Wenn ja, mußte er sich noch auf dem Gelände befinden. Bill Conolly machte sich die Mühe, ihn zu suchen. Er schaute hinter den großen Grabsteinen nach, suchte nach Spuren, doch er entdeckte nichts. Er selbst schien der einzige Mensch auf dem Helden-Friedhof zu sein.
Anschließend dachte er auch nicht mehr an die oder den Ballonfahrer, seine eigenen Probleme waren wichtiger. Und die konnte er mit einem Wort umschreiben.
Sheila!
Jane Collins hatte ihm die Nachricht gegeben, daß er Sheila auf diesem Friedhof finden konnte.
In einem Grab.
Und das mußte Bill suchen!
Er schritt weiter durch die Allee der Grabsteine. Die hohen Figuren nahm er kaum wahr, sie interssierten ihn nicht weiter, denn er glaubte nicht, daß seine Frau in einem Grab lag, das mit einer soldatischen Heldenfigur geschmückt war.
Wie eine Marionette schwenkte er seine Arme, als er weiterging. Die Augen brannten. Nicht nur vom langen Starren, auch seine innere Erregung sorgte dafür.
Zuerst hielt er das Licht für eine Täuschung. Er sah es inmitten eines düster aufragenden Schattens. Es war nicht ruhig, sondern tanzte von einer Seite zur anderen.
Bill blieb stehen.
»Verdammt!« murmelte er, schüttelte den Kopf und konzentrierte sich auf das Licht.
Es war keine Leuchte, die brannte, auch keine geschützte Kerze, sondern im Schatten war das Licht geboren worden.
Bill verstand.
Das mußte eine Schrift sein, die ihm da entgegenleuchtete, und er glaubte, auch weiterhin Bescheid zu wissen.
Plötzlich hielt ihn nichts mehr. War er vorhin langsam gegangen, so beschleunigte er seine Schritte. Der Atem ging schwer, als er über den weichen Rasen lief und seinem Ziel immer näher kam.
Es war eine Schrift!
Sehr deutlich sah er sie, nur konnte er noch nicht die einzelnen Buchstaben unterscheiden.
In der Mitte einer senkrecht hochwachsenden düsteren Grabplatte

sah er die Buchstaben, und fast wäre Bill auch über einen waagerecht liegenden Stein gestolpert.

Er konnte sich soeben noch fangen, richtete seinen Blick nach vorn Und las die Buchstaben, die sich zu einem Namen zusammengesetzt hatten.

Sheila Conolly!

Bill hatte das Grab seiner Frau gefunden!

***

In diesen Augenblicken brach für den Reporter eine Welt zusammen. Er stand steif da, als hätte er einen Ladestock verschluckt. Seine Augen waren groß, unnatürlich geweitet, und er sah immer nur diesen einen Namenszug.

Den seiner geliebten Frau!

Bisher hatte er noch immer gehofft, daß Jane ihm einen Bären aufgebunden hatte, das war nicht der Fall. Die Tatsachen sprachen gegen diese Hoffnung, und ohne es eigentlich zu wollen; verließen die Worte seinen Mund.

»Sie ist hier begraben!«

Flüsternd sprach er den Satz aus. Er starrte auf den Grabstein, spürte den Adrenalinstoß, der durch seine Adern jagte und schaffte es nicht mehr, das Gleichgewicht zu halten.

Vor seinen Augen drehte sich alles. Die hell flimmernden Buchstaben wurden zu einem Kreis, der sich in ein Feuerrad verwandelte und die gesamte Größe des Grabsteins einnahm.

Es gelang dem Reporter nicht mehr, sich auf den Füßen zu halten. Er verlor das Gleichgewicht, fiel nach vorn, streckte zum Glück seine Arme aus, so daß er sich auf der Grabplatte abstützen konnte. In dieser Haltung blieb er!

Er starrte nach vorn, sah die Schrift und las immer wieder den Namen seiner Frau.

Ein Grab bedeutete, daß derjenige, der in ihm lag, nicht sichtbar war, sondern in die Tiefe gesenkt worden war. Also mußte Sheila unter der Platte liegen, auf die er sich stützte.

Eine grausame Vorstellung.

Bill Conolly wußte nicht, was er tun sollte. Es war alles egal, und er merkte kaum, daß er sich in Bewegung setzte und auf Händen und Füßen über die flach liegende Grabplatte kroch.

Je näher er der senkrecht stehenden Platte kam, um so deutlicher las er den Namen seiner Frau.

Die Schrift brannte sich förmlich in sein Gehirn, und die Gefühle der Angst wurden wie Wellen in ihm hochgepeitscht. Bill schaffte es auch nicht mehr, auf die Beine zu kommen, so kroch er auf allen vieren weiter und damit seinem Ziel entgegen.

Er spürte unter seinen Handballen die rauhe Steinfläche der Grabplatte, und abermals tanzten die Buchstaben vor seinen Augen. Es war ein unheimliches Bild, wie dieser verzweifelte Mann auf dem düsteren Friedhof über das Grab kroch.

Seine Gedanken drehten sich allein um Sheila. Er hatte sie verloren, aber er sah ihren Namen auf dem Grabstein flimmern und tat etwas, das man wohl nur begreifen konnte, wenn man sich in Bill Conollys Lage hineinversetzte.

Der Reporter umarmte den Grabstein, als wäre es seine Frau. Er preßte sich dagegen, drückte sein Kinn auf die obere Kante, und aus seinem Mund drang ein verzweifeltes Stöhnen.

Der Schmerz um seine verlorene Frau überflutete Bill Conolly, und stockend drang Sheilas Name immer wieder über seine bleichen Lippen.

Dieser einsame Mann schien zusammen mit dem Grab zu versinken, hineinzutauchen in eine andere Ebene, wo es weder Freunde, Glück noch Liebe gab.

Nur das Grauen!

Seine Rufe wurden gehört.

Unter der waagerecht liegenden Grabplatte tat sich etwas. Bill bemerkte es nicht, er war zu sehr in seinem Schmerz versunken, doch ein rötliches Schimmern drang aus der Tiefe und legte sich wie ein Schleier auf den Grabstein.

Glosend und unheimlich anzusehen. In der Hölle schien es geboren zu sein, dirigiert vom Teufel, der seinen feurigen Atem in die Höhe blies.

Bisher hatte über dem Grab und in dessen Nähe eine bedrückende Stille gelegen.

Das änderte sich nun.

Bisher war nur das unheimliche Glosen aus der Tiefe gedrungen, jetzt aber kam eine Kraft hinzu, die gegen die Innenseite der Grabplatte drückte und sie allmählich anhob.

Ein leises gänsehauterzeugendes Knirschen begleitete diesen Vorgang, und der Spalt zwischen dem Boden und der Grabplatte vergrößerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Bill merkte noch nichts. Er umfaßte weiterhin mit beiden Armen den Grabstein. Allerdings änderte sich dies sehr schnell, denn die Schräge änderte ihren Winkel, und das merkte Bill an seinen Beinen, wie sie in die Höhe gedrückt wurden.

Der Reporter erstarrte.

Noch immer hockte er in derselben Stellung, seine Augen waren weit aufgerissen, und ein Faltenmuster zeichnete seine Stirn. Ein Beweis, daß er nachdachte, denn etwas hatte ihn gestört.

Ein Zucken durchrann seinen Körper, und der Reporter drehte sich

um.
Dabei hielt er sich noch mit einer Hand am Grabstein fest und sah die Platte, die immer höher stieg.
Er entdeckte noch mehr.
Aus dem Spalt drang ein rotes, unheimliches Leuchten, das einen feinen Schleier um das Grab legte.
Ein Höllenauge schien sich geöffnet zu haben, und Bill spürte, wie ihn die Angst schüttelte.
Plötzlich hielt ihn nichts mehr auf der Grabplatte. Er hatte das Gefühl, auf einem brodelnden Vulkan zu stehen, der jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte. Deshalb sprang er auf das Rasenstück und schaute zu, wie die Platte weiterhin in die Höhe schwang.
Seitlich konnte er in den Spalt hineinschauen. Obwohl er schon breit genug war, gelang es ihm nicht, etwas zu erkennen. Keine Konturen, kein Menschen, weder Ungeheuer noch Höllengeschöpfe.
Nur dieses unheimliche Licht, das in einer nicht meßbaren Tiefe geboren worden war und allmählich der Oberfläche entgegenströmte. Es quoll aus den Seiten, bedeckte den Rasen und gab der grünen Farbe einen seltsam bleichen Ton.
Bill hatte sich gebückt hingestellt und den Kopf schräggelegt. Er stand dabei so günstig, daß er von der Seite als auch von vorn in den Spalt hineinschauen konnte, und er entdeckte plötzlich etwas, das zusammen mit dem glosenden Licht aus der Tiefe stieg.
Es waren Hände.
Schmale, schlanke Hände mit langen Fingern, und Bill erinnerte sich daran, daß er diese Finger schon so oft gestreichelt hatte, denn sie gehörten der Person, um deren Leben er so zitterte.
Seiner Frau!

***

Bill Conolly dachte nicht daran, daß Sheila vielleicht eine Untote sein könnte, für ihn allein zählten die Hände, die sich vorn an der Grabplatte aus dem Spalt streckten und mit den Fingerspitzen über die Grashalme strichen.
Er fiel so heftig auf die Knie, als hätte er einen Stoß in den Rücken bekommen. Dann kroch er auf die Stelle zu, wo Sheilas Hände aus dem Spalt hervorschauten.
Bill wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er zitterte am ganzen Körper, als er die Hände seiner Frau umfaßte und ebenfalls von dem glosenden Lichtschein eingehüllt wurde.
»Sheila, Sheila…«
Immer wieder flüsterte er den Namen seiner Frau. Sie bedeutete ihm so viel, und Bill wußte nun, daß sie nicht ins Reich der Toten eingegangen war.

Die Grabplatte schwang weiter in die Höhe. Diesmal lautlos, und Bill Conolly gelang es, einen Blick tief in das von rotem Licht erfüllte Rechteck zu werfen.

Da war sie.

Sie schwebte inmitten eines unheimlichen Feuers, dessen Flammen wie lange Hände aussahen und Bill Conollys Gesicht streiften. Doch er hatte nur Augen für Sheila.

Rot schimmerte ihr Gesicht, der Mund stand offen, die Winkel waren nach oben gezogen, als würde sie lächeln, und Bill ließ ihre Hände nicht los, die sich so wunderbar warm anfühlten und überhaupt nichts mit den Klauen einer Toten zu tun hatten.

»Komm zu mir!« hauchte der Reporter. »Komm zu deinem Mann. Dort ist dein Platz, nicht beim Teufel…«

Sheila kletterte aus dem Grab. So wie sie Bill verlassen hatte, stand sie auch vor ihm, und Bill schaute sie an, als würde er sie zum erstenmal in seinem Leben sehen.

Er hatte den Mund geöffnet. Auf seinem Gesicht spiegelte sich das wider was er an Gefühlen empfand. Es war unbeschreiblich. In dem Reporter tobte eine wahre Hölle.

Er wankte zwischen zu Tode betrübt und himmelhoch jauchzend, und sein Körper zitterte, als würde er von heftigen Stromstößen geschüttelt.

Dann konnte er nicht mehr anders. Diesmal brauchte er seine Arme nicht um den Grabstein zu schlingen, sondern preßte seine Frau Sheila an sich, glücklich, ihren Körper zu spüren, und er schloß die Augen, weil er diesen Moment genießen wollte.

Bill ahnte nicht, daß er nur eine Schachfigur im Spiel des Teufels war und der Satan ihm eine Falle gestellt hatte.

Auch der Höllenfürst konnte seinen Triumph nicht verbergen, denn aus der Dunkelheit erschienen über Sheila und Bill zwei riesige, fellbedeckte Pranken, die gegeneinander rieben.

Satan rieb sich die Hände…

Er hatte gewonnen!

Bill sah von dem nichts. Er fühlte sich in diesen Augenblicken wie im Siebten Himmel und konnte sein Glück nicht fassen. Er bekam auch nicht mit, wie die Hände verschwanden und sich der Teufel wieder in die Gefilde der Hölle zurückzog.

Bill brachte seine Lippen dicht an Sheilas Ohr. »Komm, Darling, laß uns gehen. Es war schwer genug. Die anderen warten und Johnny auch. Er hat Sehnsucht.«

»Johnny?«

»Ja, Sheila, unser Sohn…«

Sie lachte. Bill fiel nicht auf, daß es unecht klang. Er wollte seine Frau nicht loslassen, legte einen Arm auf ihre Schulter und drehte sich

zusammen mit Sheila um.

»Jetzt geht es nach Hause, Mädchen…«

Fünf Schritte vor ihnen materialisierte sich in diesem Augenblick der Teufel.

Und er lachte dabei, als er sagte: »Wollt ihr mich nicht mitnehmen, ihr beiden?«

***

Zu allem Pech hatte ich mich noch verfahren. Suko saß neben mir, sagte jedoch nichts, nur seinem Gesicht war anzusehen, daß er ebenfalls innerlich unter Spannung stand.

Zum Glück begegnete uns eine Polizeistreife. Bei den Beamten erkundigten wir uns nach dem Weg.

Die Kollegen wußten Bescheid.

Nach einem knappen »Dankeschön« rauschten wir wieder ab und erreichten unser Ziel wenige Minuten später. Auf einem Parkplatz rollte der Bentley langsam aus. Suko und ich stiegen gemeinsam aus.

Obwohl es dunkel war, erkannten wir, daß dieser Friedhof nicht mit einem normalen zu vergleichen war. Wohlgestutzte Hecken friedeten ihn ein, und über sie hinweg schauten die Wipfel der zurechtgeschnittenen Bäume, deren Form uns an aufrecht stehende Tannenzapfen oder Kerzenbirnen erinnerten.

»Ein Helden-Friedhof«, sagte Suko und verzog das Gesicht.

Begraben wurde hier keiner mehr. Die Pflege hatte das Militär übernommen, und in der Nähe des Eingangs sahen wir ein flaches Haus, das Ähnlichkeit mit einer Kaserne aufwies.

Besetzt war es nicht.

Natürlich fanden wir das Tor verschlossen, aber so etwas ist kein Hindernis. Es dauerte nicht einmal eine halbe Minute, dann hatten wir es überwunden.

Weicher Rasen dämpfte unseren Sprung. Da wir nicht wußten, was uns auf dem Friedhof erwartete, blieben wir nicht zusammen, sondern teilten uns. Ich huschte nach rechts, Suko nahm die linke Seite.

Es war eine dunkle Nacht. Weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, und so war es für uns nicht leicht, die Orientierung zu behalten.

Nachdem wir einige Yards zurückgelegt hatten, öffnete sich links von uns das Gelände.

So etwas wie ein breiter Rasenweg war zu sehen, wobei er rechts und links von Heldengräbern flankiert wurde. Auch wir bemerkten die hohen Statuen auf den Grabplatten, sahen auf einigen Gräbern Kränze liegen, deren fauliger Blumenduft in unsere Nasen wehte.

Das alles gehörte dazu.

Nicht dazu gehörte wahrscheinlich das rote Licht, das ich weit vor

uns leuchten sah.
Auch Suko hatte es bemerkt und verhielt seinen Schritt. Er warf mir einen schnellen Blick zu. »Hast du eine Erklärung, John?«
»Noch nicht.«
»Das erinnert mich an ein Höllenauge.«
Der Vergleich war nicht schlecht, wenn man ihn im Zusammenhang mit dem sah, was wir bisher erlebt hatten. Schließlich spielte der Teufel eine Hauptrolle.
Ob sich in der Nähe dieses Höllenauge etwas bewegte, konnten wir nicht erkennen. Dazu war das Licht einfach zu weit entfernt. Ich erinnerte mich an die Gruft mit dem Höllenauge, da hatte auch ein rotes Licht geleuchtet, und es war mir damals gelungen, durch das Auge einen Blick in fremde, ferne Welten zu werfen.
Wir würden es der anderen Seite nicht leicht machen, das hatten wir uns fest vorgenommen, und wir wollten alles daransetzen, um Sheila und vielleicht auch Bill aus den Klauen des Teufels zu befreien.
Bisher hatten wir von beiden nicht die geringste Spur entdeckt. Falls sie sich auf dem Friedhof aufhielten, hatten sie sich vorzüglich versteckt, oder es war dem Teufel gelungen, sie an sich zu reißen. Diese Möglichkeit bestand auch.
Beim Betreten des Geländes hatten wir diesen Friedhof als völlig normal eingestuft, das allerdings änderte sich sehr schnell, denn mein Kreuz warnte.
Ich hatte es vor der Brust hängen. Auf dem Metall fanden kleine, lautlose Explosionen statt, und als wir abermals einige Schritte gegangen waren, veränderte sich auch der Boden.
Bisher waren wir über den dichten Grasteppich gelaufen, hatten nur einen weichen Widerstand gespürt und bemerkten sehr plötzlich, daß dieser nicht mehr vorhanden war.
Unter unseren Sohlen wurde der Boden härter.
Er veränderte sich nicht nur, auch das rote Licht begann zu wandern.
Vor unseren Augen lief ein nahezu fatastischer Vorgang ab. Wie ein gewaltiger Teppich kam uns das Licht vor, das unaufhörlich unter der Rasenfläche wanderte und seinen Kurs auf uns nahm.
Suko sprach das aus, was auch ich dachte. »Der Friedhof steht unter der Kontrolle des Teufels!«
Genauso mußte es sein. Es gab einfach keine andere Möglichkeit, und das rote Licht sorgte dafür, daß die tiefen Gräber der »Helden« nicht nur ausgefüllt, sondern auch durchsichtig wurden.
Wir sahen die Toten.
Suko und ich hatten uns nicht direkt in der Mitte aufgehalten, sondern auch an den Rändern, wo die Gräber lagen, und sie wurden von dieser roten Kraft erhellt.
Einige Männer hatte man mit ihren Stahlhelmen begraben. Vielleicht

auch in Uniformen, doch von denen war nichts mehr zu sehen, und wir sahen nur die Helme auf den Gerippen kleben.

Darunter die bleichen Totenschädel und auch die Oberkörper, bei denen Arme und Beine oftmals streng ausgerichtet am Körper lagen.

Durch das wandernde Licht hatten wir den Eindruck, als würden sich auch die Gräber in Bewegung befinden und mit ihren makabren Inhalten auf uns zuschweben.

Kein Bild für schwache Nerven, denn auch von der Tiefe her waren die Gräber nicht mehr zu schätzen, da das sie ausfüllende Licht die Perspektive verzerrte.

Noch hatte uns das Höllenlicht nicht erreicht, doch seine ersten Ausläufer näherten sich bereits unseren Schuhspitzen.

Ich warf einen Blick nach links, weil mir Sukos Bewegung aufgefallen war. Er hatte seine Dämonenpeitsche hervorgeholt, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und prompt rutschten die drei Riemen aus der Öffnung.

Suko würde versuchen, mit der Peitsche gegen das Licht anzugehen und darauf hoffen, daß er es zerstören konnte.

Ich verließ mich auf mein Kreuz, und plötzlich standen auch wir auf dieser dunkelroten Insel.

Es veränderte sich etwas, denn unter unseren Füßen begann eine seltsame Kraft zu wirken.

Mit einem Vibrieren begann es, und wir stoppten sofort unseren Schritt.

Die Gerippe der Toten wurden ebenfalls von dieser Kraft erfaßt.

Die alten Leichen fingen ebenfalls an, sich zu bewegen. Sie vibrierten oder zitterten nicht, sondern drehten sich um ihre eigene Achse.

Zunächst langsam und schaukelnd, dann immer schneller, als wären sie von einen unterirdischen Strom gepackt worden, und sie verließen dabei ihre Gräber, um aufeinander zuzutreiben.

Uns kamen sie dabei wie Fallschirmspringer vor, die aufeinander zutrieben, um einen Kreis oder einen Stern zu bilden. Der Satan formierte seine Armee.

Natürlich hatten wir auch die große gelbe Hülle bemerkt, die einen Teil des Rasens bedeckte. Daß es sich dabei um eine Ballonhülle handelte, war gut zu erkennen, wobei ich mich fragte, wie sie auf den Friedhof gelangt war.

Trotz der heftigen Vibrationen unter unseren Füßen gingen wir weiter.

Auch wenn uns das schwerfiel, denn der harte Boden wirkte wie ein Magnet, der uns festhalten wollte.

Es wurden immer mehr Skelette.

Von allen Seiten trieben sie heran, schwimmende Knochenmänner, aus Gräbern hervorgehoben, die wir nicht einmal sahen, weil sie

irgendwo unter Bäumen oder weiter entfernt lagen.

Die ersten hatten es geschafft. Ihre knöchernen Finger krallten sich ineinander, und so bildeten sie einen großen Kreis von über zehn Skeletten.

Und der trieb vorbei.

Dafür kamen andere herbeigeschwebt. Zwei von ihnen verloren ihre alten Helme. Sie rutschten von den bleichen Schädeln und verschwanden irgendwo in der Tiefe.

Noch taten sie uns nichts, und ich setzte auch mein Kreuz nicht ein, denn ich hatte plötzlich einen anderen entdeckt.

Er stand dort, wo ungefähr das rote Licht seinen Ursprung gehabt hatte.

Ich erkannte ihn sehr genau.

Es war der Teufel!

Aber in seiner Nähe sah ich noch zwei Personen.

Sheila und Bill Conolly!

***

Der Teufel hatte gesprochen und dabei gellend gelacht. Dieses Lachen war Bill Conolly unter die Haut gedrungen, und es zog ihm die Magenwände zusammen.

Sheila hatte er bekommen, doch der Teufel gab nicht auf. So wie Bill ihn kannte, würde er es kaum zulassen, daß er mit seiner Frau wieder nach Hause und damit in das normale Leben hineinschritt.

In der Pose erinnerte der Satan Bill Conolly an den Filmgrafen Dracula.

Auch der Teufel trug einen dunklen Umhang, dessen Inneres blutrot leuchtete, und als er ihn jetzt ausbreitete, hatte Bill das Gefühl, als würde der Satan in Flammen stehen.

In seinem dreieckigen Gesicht leuchteten alle Schrecken der Hölle. Die Augen strahlten in einem unheimlichen Glanz, und ihr Blick traf Bill Conolly bis in die Seele.

Asmodis kam näher.

»Ich hole dich«, sagte er zu Bill gewandt. »Wenn du mich nicht freiwillig mitnimmst, wende ich Gewalt an, und wer von euch Menschen kann schon dem Satan widerstehen?«

Bill atmete tief ein. Er pumpte förmlich die Luft in seine Lungen und spürte dabei den seltsam beißenden Geschmack hinten im Hals.

Der Teufel verbreitete den Gestank. Ätzend, nach Schwefel riechend, aber Bill ließ sich davon nicht beeindrucken. Bevor der Teufel sich versah, stellte sich der Reporter schützend vor seine Frau und schrie dem Satan ins Gesicht.

»Du bekommst sie nicht!«

Eigentlich konnte man den Teufel nicht mehr überraschen. Doch in

diesen Augenblicken zeigte er sich so. Er schüttelte sogar seinen hörnerbesetzten Schädel und fragte noch einmal nach: »Was hast du gesagt, Conolly?«

»Das hast du genau verstanden!« knirschte Bill und tat wieder etwas, womit der Teufel nicht gerechnet hatte. Er holte aus seiner Tasche das kleine Kreuz hervor, das Sheila weggeworfen und Bill Conolly an sich genommen hatte.

Der Reporter hatte es mitgenommen, und sich geschworen, es seiner Frau persönlich um den Hals zu hängen. Das tat er auch!

Mit seiner Aktion überraschte er Sheila ebenfalls. Sie kam erst wieder zu sich, als das Kreuz um ihren Hals hing, durch den Schwung der letzten Aktion noch von seiner Seite zu anderen baumelte und dabei blitzende Reflexe warf.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie spreizte die Arme vom Körper. Es hätte nur noch gefehlt, daß sich ihre Haar aufrecht stellten.

»Nimm es weg!« brüllte sie. »Verdammt, ich will es nicht haben!«

Bill schüttelte den Kopf. »Sheila, das ist ein Kreuz. Dein Kreuz, du hast es immer getragen. Ich brachte es dir extra mit, denn es wird dich von der Hölle erlösen!«

»Es wird gar nichts!« donnerte der Teufel und griff selbst ein. Aus seiner rechten Klaue fuhr ein Blitz, dem Bill nicht mehr ausweichen konnte. Er traf ihn so hart, daß der Reporter paralysiert wurde und wie ein Denkmal stehenblieb.

Dann ging der Teufel einen Schritt auf seine neue Dienerin zu. Bill mußte mit ansehen, wie er Sheila »befreite«.

Unter dem stechenden und gleichzeitig leuchtenden Blick seiner Augen schmolz das Kreuz an Sheilas Hals. Es war kein heißer Vorgang, denn die Haut verbrannte nicht.

Flüssig und als kaltes Metall rann das Silber an Sheilas Haut hinunter.

Es tropfte in den Ausschnitt des Kleides, wo es verschwand. Genau an der Stelle, an der es zuvor noch angelegen hatte, zeigte sich kein Abdruck, und das gab dem Reporter Bill Conolly eine kleine Hoffnung.

Hätte Sheila voll unter dem Bann eines Dämons gestanden, wäre zumindest eine verbrannte Stelle zurückgeblieben.

Konnte er seine Frau vielleicht noch retten?

Bill hoffte es stark, und er schaute an dem Satan vorbei. Erst jetzt fiel ihm auf, daß sich das aus dem Grab strömende rote Licht auf dem gesamten Friedhof ausgebreitet und ihn in seinen Besitz genommen hatte.

Der Boden zeigte sich durchsichtig. Was Bill sah, ließ seinen Atem stocken, denn dicht unter der Oberfläche trieben die skelettierten Leichen, die aus ihren Gräbern geschleudert worden waren.

Es waren zahlreiche Tote. Bill, der versuchte, sie zu zählen, gab sehr

schnell auf, aber er erkannte auch, daß ihm das Licht Vorteile gebracht hatte.

In der Ferne, dennoch deutlich zu sehen, erkannte der Reporter zwei Männer.

John Sinclair und Suko!

Sie waren da. Vor Freude übersprang das Herz des Reporters einen Schlag. Wenn John und Suko eingetroffen waren…

Da riß der Bann.

Bill konnte sich wieder bewegen und auch seine Stimme einsetzen.

Deshalb sein Schrei nach Hilfe.

»John! Suko!«

Er wußte nicht, wie die beiden reagierten, denn nun griff der Teufel voll ins Geschehen ein.

»Du wolltest doch zu ihr!« schrie er Bill Conolly an, und aus seinen Augen stürzten blaue Funken. »Da kannst du alles haben. Ich werde dich mitnehmen, und zwar dorthin, wo du mit deiner Frau zusammen bist. In die Hölle…«

Ein schauriges Gelächter brandete auf, und es lag noch in der Luft, als sich Bill gepackt und in die Höhe gerissen fühlte.

Dann schwebte er.

Er sah Sheila an seiner Seite, erlebte auch ihr Lachen, schaute nach unten und war entsetzt.

Direkt unter sich sah er die glosende Öffnung des Grabs.

Und da hinein fielen die beiden während sich die steinerne Platte allmählich schloß…

***

Bill und Sheila. Sie befanden sich auf dem Friedhof, aber sie waren auch zu weit entfernt, denn zwischen uns und den beiden befand sich noch der Teufel.

Jetzt hatte uns Bill auch entdeckt. Er schrie nach Hilfe, und wir hörten das Lachen des Satans.

Ja, er konnte lachen, denn er wußte genau, daß wir den Conollys nicht beistehen würden. Die Entfernung zwischen uns war einfach zu groß, und deshalb dieser Triumph.

Hinzu kam der sich verändernde Boden. Das Vibrieren, die tanzenden Skelette, sie alle beeinflußten die Umgebung, so daß wir längst nicht so rasch vorankamen.

Suko schoß trotzdem.

Er mußte einfach etwas tun, denn noch immer war er der Meinung, daß er alles verbockt hatte.

Es hatte keinen Sinn, die Silberkugel hätte nie getroffen. Und wenn, der Teufel war durch sie nicht zu erledigen. Über so etwas konnte er nur noch stärker lachen.

Natürlich trug Suko seinen magischen Stab bei sich. Es hätte nichts genützt, ihn einzusetzeen, denn bis Suko die Gegner erreichte, waren die fünf Sekunden um.

Wie wir es auch drehten und wendeten, wir befanden uns immer im Hintertreffen.

Hätte uns Bill vorher informiert, wäre alles anders gelaufen. So aber hatten wir das Nachsehen.

Bis auf meinen Bumerang. Es war die Waffe, die vielleicht am weitesten und am sichersten flog.

Suko hatte die gleiche Idee gehabt wie ich. »John, den Bumerang!« rief er mir zu.

Die silberne Banane lag bereits in meiner Hand. Ich schätzte das Ziel ab, holte bereits aus, als mir der Satan einen Strich durch die Rechnung machte.

Bill und Sheila wurden von seiner magischen Kraft gepackt und vom Boden her in die Höhe gehoben. Sie kamen uns vor wie Geistwesen, als sie plötzlich über dem sich so veränderten Rasen schwebten und ihr Ziel dort fanden, wo das Licht gloste.

Sie verschwanden.

Obwohl die Entfernung zu groß war, glaubte ich, Bills entsetztes Gesicht zu sehen, bevor er und Sheila von dem unheimlich wirkenden Licht verschluckt wurden.

Die Platte schloß sich.

Genau konnten wir dies nicht erkennen. Suko und ich sahen nur, wie das rötlich glosende Licht schwächer und schwächer wurde.

Auf einmal war es verschwunden. Kein Zentrum mehr, sondern nur noch die weite Lichtflut unter unseren Füßen. Der Teufel hatte es tatsächlich geschafft und den gesamten Heldenfriedhof unter seine höllische Kontrolle bekommen.

Wir schauten zu Boden.

Die Skelette hatten sich nicht verflüchtigt. Sie trieben weiterhin in der magischen Höllensphäre, hielten sich an den knöchernen Klauen gepackt und wiegten sich in einem Rhythmus, den ihnen nur der Teufel eingegeben haben konnte.

Unter unseren Füßen glitten sie her, wobei sie zumeist auf dem Rücken lagen und ihre knöchernen Fratzen zu uns hochglotzen. Diese Gestalten kamen uns vor, wie in einer blutigen Suppe treibend, und für uns gab es keinen Grund mehr, stehenzubleiben.

Um Bill und Sheila nicht in Gefahr zu bringen, hatte ich mein Kreuz nicht aktiviert. Ich wußte nicht, was geschah, wenn die beiden mächtigen Kräfte aufeinanderprallten. Vielleicht wären unsere Freunde die Leidtragenden gewesen, so aber hatte uns der Satan auch einen Streich gespielt und sie entführt.

Am besten war es, wenn uns das Zentrum der Magie anschaute. Es

lag dort, wo auch das rote Licht seine Quelle besaß.
Wir starteten.
Der Boden blieb hart. Während wir liefen, richteten wir unsere Blicke nach unten und sahen die Skelette unter unseren Füßen hertreiben. Wir mußten beide viel Kraft einsetzen, um die Beine anheben zu können, die glatte Fläche schien mit einer dünnen Leimschicht beschmiert worden zu sein.
Wir kämpften uns weiter vor.
Dann traf uns abermals ein Schock.
Nicht nur Skelette trieben unter der Oberfläche, wir sahen auch eine normale Frau.
Sie lag auf dem Rücken, hatte braunes Haar und bewegte ihre Arme, als würde sie durch Wasser schwimmen. Ihr Gesicht glich einer Maske. Die Augen blickten starr, und an der Kleidung erkannten wir, daß die Frau unter Umständen mit dem Ballon gefahren war.
Sie trieb vorbei.
»Noch ein Opfer!« keuchte Suko und ballte die Hände.
Ich nickte verbissen. Obwohl es keiner von uns aussprach, wußten wir, was uns in der nahen Zukunft erwartete, und wir hatten uns auch nicht getäuscht.
Zwar waren wir darauf vorbereitet, dennoch hätte ich in diesen Augenblicken durchdrehen können, als ich Bill und Sheila sah, die uns entgegentrieben. Es war schlimm.
Der Reporter glitt als erster herbei. Ein Skelett stieß noch gegen ihn, prallte ab und driftete davon.
Bill aber schaute hoch.
Und er sah uns.
Noch nie in meinem Leben habe ich auf den Zügen des Reporters eine so große Verzweiflung gesehen. Eine unbeschreibliche Qual, eine große Sehnsucht nach Hilfe, und er hatte die Arme ausgebreitet, um uns zu empfangen.
Ich fiel auf die Knie.
Mein Freund trieb noch näher auf mich zu. Wenn ich noch einige Sekunden wartete, mußte er genau unter meinem Standort vorbeigleiten.
Bills Lippen bewegten sich. Sie formulierten ein Wort, und ich glaubte, den Begriff »Hilfe« zu lesen. Konnte mich aber auch getäuscht haben, nur die Angst und die Verzweiflung in den Zügen meines Partners machten mich fast verrückt.
Vor Wut trommelte ich mit den Fäusten auf den Boden und hörte Sukos schneidende Stimme.
»Nimm das Kreuz!«
Jetzt war alles egal. Bill befand sich sowieso in den Händen des Satans, und ich setzte mein Kreuz ein.

Genau in dem Moment, als Bill vorbeiglitt und Sheila sich uns im schrägen Winkel näherte.

Hart preßte ich das Kreuz gegen den Boden und schrie die magische Aktivierungsformel.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hier bleiben! So ungefähr lautete die Übersetzung.

Und das Kreuz reagierte.

Für einen Moment glühte es hell auf, daß ich das Gefühl hatte, es würde schmelzen, dann aber strahlten von den vier Enden gleißend helle Lichtpfeile in die Höhe, die wie die Bahn eines Kometen in das All drangen und auch irgendwo endeten.

Für einen Augenblick setzte mein Herzschlag aus, und auch mein Freund Suko hielt den Atem an.

Wir sahen etwas Wunderbares, Unerklärliches. Dort wo die vier Strahlen endeten, erschienen hohe, geisterhaft wirkende Lichtgestalten, die blitzten und strahlten.

Waren es die Erzengel?

So schnell wie sie aufgetaucht waren, so rasch verschwanden sie auch wieder, und die Umgebung veränderte sich.

Mein Kreuz lag nicht mehr auf einer rötlich schimmernden Fläche, sondern auf einem feuchten Rasen.

Kein durchsichtiger Boden, keine treibenden Skelette, kein Teufel mehr und auch keine Conollys.

Der Friedhof war völlig normal!

Und über uns stand drohend die Dunkelheit. Ein grauschwarzer Nachthimmel, bedeckt mit treibenden Wolken, ohne Mond und Sterne.

Wir standen da und schauten uns an.

Keinem wollte es gelingen, ein Wort zu sagen. Wir trauten uns beide nicht, die Wahrheit auszusprechen, und jetzt war ich es, der sich die Vorwürfe machen konnte.

Ich hatte mein Kreuz eingesetzt und damit die Magie dieses Friedhofs zerstört. Der Teufel war geflüchtet. Er hatte seine Opfer mitgenommen.

Sheila und Bill.

Suko war es, der das Schweigen brach. »Ich weiß, was in dir vorgeht, John, glaube aber nicht, daß du einen Fehler gemacht hast. Was blieb dir denn anderes übrig?«

Ich holte ein paarmal Luft, denn die richtige Antwort wollte mir einfach nicht über die Lippen. »Wir hätten gehen können, hinlaufen, zum Grab rennen, vielleicht wären Bill und Sheila dann nicht verschwunden. Aber so ist alles zu spät.«

»Wir holen sie uns zurück!«

Ich schaute Suko an, als wäre er der größte Lügner auf der Welt.

»Zurück?« flüsterte ich. »Wie sollen wir sie denn zurückholen? Kannst du mir das sagen? Los, rede!«

»John«, sagte er, »ich weiß, wie es in dir aussieht. Reiß dich aber zusammen. Tu dir und mir selbst den Gefallen. Ehrlich. Du mußt die Nerven bewahren.«

»Machst du das denn?« Suko winkte ab.

Wie zwei Verlierer standen wir auf dem Friedhof. Zwei Versager unter toten Helden, und ich dachte an die Worte, die mir mein Freund Bill einmal gesagt hatte. Es war noch nicht lange her. Erst in der gestrigen Nacht.

Sinngemäß hatte er gemeint, daß die Hölle letztendlich doch stärker war und wir gegen diese Kräfte nicht ankamen.

Mittlerweile hatte ich das Gefühl, daß Bills Worte gar nicht mal so weit hergeholt waren.

Es sah in der Tat schlecht aus.

Während ich wie eine Eins dastand und den Blick zu Boden gesenkt hielt, begann mein Partner Suko mit seiner Wanderschaft. Er schaute sich nicht nur den Friedhof an, sondern auch die Grabsteine. Die Peitsche hielt er dabei in der Hand, während die drei Riemen über den Boden glitten und dort nichts veränderten. Auch ein Beweis, daß die Magie des Teufels allmählich verschwunden war.

Jeden Grabstein untersuchte der Inspektor. Er schaute genau nach, ob sich an den Heldengräbern etwas verändert hatte, das jedoch war nicht der Fall. Sie sahen so aus wie immer.

Da ständen die wuchtigen Figuren auf Platten oder Sockeln. Soldaten reckten kampfbereit ihre Gewehre oder Säbel gegen den dunklen Himmel, und Suko fragte sich, wie es wohl unter den Gräbern aussah.

Der Chinese erreichte den Korb, der zu der Gondel gehörte. Er schaute hinein und sah dort Ballast liegen. Nicht nur Sandsäcke, denn die hingen außen, sondern auch einige handliche Eisenstangen.

Eine davon nahm der Inspektor in die Hand. Mit ihr kehrte er zu mir zurück.

»John.«

Ich schaute hoch. In diesen Momenten fühlte ich mich krank, verzweifelt und ausgelaugt.

Suko hielt mir die Stange entgegen.

»Was willst du damit?«

»Laß uns mal dort hingehen, wo das Licht seinen Ursprung besaß. Ich habe da ein Grab gesehen.«

»Willst du es öffnen?«

»Ja. Vielleicht haben wir eine Chance. Denk mal an das Geistergrab, als wir einen Zugang zur Leichenstadt entdeckten.«[1]

Der Inspektor dachte noch immer sehr optimistisch. Ich hatte nichts gegen seinen Vorschlag einzuwenden, nickte und hielt mich an seiner

rechten Seite, als er ging.

Der Rasen war wunderbar weich. Der Vergleich mit dem Wembley-Stadion kam mir unwillkürlich in den Sinn, und solche Gedanken lenkten mich zum Glück von den großen Problemen ab.

Wenig später standen wir vor dem Grab. Ein kalter Wind blies. Die Wolken jagten über den Himmel, es fielen die ersten Regentropfen, und es wurde noch düsterer.

Wir gingen um die Platte herum. Sie lag flach auf dem Boden und war ungefähr so hoch wie ein halber Arm. Am Ende des Grabs wuchs ein senkrechter Stein in die Höhe. Er besaß ebenfalls die Form eines Rechtecks, und wir entdeckten auf seiner Innenseite eine Schrift.

Leider konnten wir die Worte wegen der Dunkelheit nicht genau lesen, deshalb mußten wir nachleuchten.

Der Strahl von Sukos Taschenlampe glitt auf die Buchstaben, und wir beide konnten die Worte entziffern.

Sheila Conolly.

Wir hatten ihr Grab gefunden.

Der Schock war nicht ganz so schlimm, denn wir hatten Sheila ja inzwischen gesehen und wußten, daß sie lebte. Aber war das noch ein Leben, das sie führte?

Diese Frage stellte sich automatisch. Suko deutete auf die waagerecht liegende Platte. »Sie muß in die Höhe geschwungen sein, denn aus dem Grab hier drang das Licht.«

Ich schaute meinen Freund fragend an. »Traust du dir zu, die Platte hochzuwuchten?«

»Kaum.«

»Aber du willst es versuchen?«

»Klar. Deshalb habe ich ja auch diese Eisenstange mitgenommen.«

Suko hielt sie hoch und klatschte damit in seine linke offene Handfläche.

»Dann mach mal!«

Der Chinese schritt um das Grab herum, bis er dicht neben mir stehenblieb. Er schaute noch einmal nach unten, bückte sich dann und bohrte die Stange zwischen dem Grabplattenrand und der weichen Erde in den Boden.

Ich glaubte ja nicht an einen Erfolg, wollte meinem Freund die Hoffnung nicht nehmen und gab deshalb keinen Kommentar.

Suko versuchte es.

Die Stange setzte er als Hebel ein. Suko ächzte und keuchte. Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß, die Adern traten dick hervor und glichen schon kleinen Strängen. Die Augen wollten ihm fast aus den Höhlen quellen, als er sich anstrengte, und er schaffte es, daß sich die harte Eisenstange durchbog.

Mehr war nicht zu erreichen. Die schwere Steinplatte rührte sich

nicht von der Stelle.
Keuchend trat Suko zurück, wobei er den Kopf schüttelte. Mit dem Handrücken fuhr er über die Stirn. »Ich glaube, John, das klappt nicht mehr. Wirklich nicht.«
»Also sind wir wieder um eine Hoffnung ärmer.«
»Richtig. Aber hast du noch eine andere?«
Eine sehr gute Frage, die mir Suko da gestellt hatte. Der Teufel hatte die beiden Conollys verschleppt. Wir wußten nicht, wo sie sich befanden, konnten die Dimension aber mit einiger Sicherheit mit dem Begriff Hölle umschreiben. Es war unbegreiflich, unfaßbar, aber es stimmte.
Der Satan hatte tatsächlich zwei Menschen zu sich geholt.
Zwei lebende!
Ich räusperte mir die Kehle frei. Verzweifelt dachte ich über Möglichkeiten nach, den Spieß noch herumzudrehen, aber mir fiel einfach nichts ein.
»Ob wir es noch einmal mit dem Kreuz versuchen?« fragte Suko in meine Gedanken hinein.
»Wieso?«
»Ich meine nur. Unter Umständen schaffen wir uns freie Bahn. Wenn ich durch Kraft oder Gewalt das Grab nicht öffnen konnte, dann möglicherweise durch Magie.«
Der Vorschlag war auch nur eine Notlösung, aber mit besseren Gegenargumenten konnte ich nicht aufwarten.
»Leg es auf die Platte!«
Ich tat das, was Suko mir vorgeschlagen hatte. Genau in die Mitte drapierte ich das Kreuz.
Wir warteten.
Die Sekunden vertickten. Nichts geschah. Das Kreuz reagierte überhaupt nicht. Die Magie hatte den Friedhof verlassen, und wir standen herum wie zwei dumme Jungen.
Etwa nach einer Minute bückte ich mich und hob das Kreuz wieder auf.
Ich schüttelte den Kopf.
»Dann können wir wohl gehen«, meinte Suko mit leiser Stimme.
Als ich diese Worte vernahm, rann über meinen Rücken ein Schauer. Ich hatte auch daran gedacht, mich aber gehütet, sie auszusprechen, weil sie mir einfach zu endgültig klangen. Es kam mir vor wie eine Flucht vor dem Feind. Wenn man jedoch realistisch darüber nachdachte, blieb uns eigentlich keine andere Möglichkeit. Was hätten wir auf diesem Friedhof noch alles erreichen können?
Nichts.
»Kommst du, John?«
Ich nickte, denn ich konnte in diesen Augenblicken nicht sprechen.

Es war ein schreckliches Gefühl für mich, dem Grab der Sheila Conolly den Rücken zuzukehren und wegzugehen.

Depression, Verzweiflung, das Wissen, die eigenen Fähigkeiten überschätzt zu haben, all dies addierte sich und gab mir das Gefühl der großen Hilflosigkeit.

Seit Menschengedenken hatten die Bewohner der Erde immer über die Raffinesse und Schlauheit des Teufels berichtet. In diesem Fall mußte ich ihnen leider recht geben. Der Teufel war schlau und raffiniert. Er legte, wenn es darauf ankam, jeden Menschen rein.

Das hatte er bei uns bewiesen.

Die Grabsteine der Heldengräber schienen uns höhnisch zu grüßen, als wir an ihnen vorbeischritten. Ich hatte das Gefühl, als würden sich manche Figuren sogar bewegen. Bei genauerem Hinschauen erwies sich dies jedoch als Täuschung.

Vor dem Tor blieben wir stehen.

Beide warfen wir einen letzten Blick zurück und schauten in die dunkle Weite eines normalen Friedhofs, auf dem sich nicht einmal die Restspur einer Schwarzen Magie befand.

Suko drehte sich und kletterte als erster über den Zaun. Ich folgte ihm langsamer.

Der Bentley stand noch so, wie wir ihn verlassen hatten. Der Regen hatte aufgehört. Auf dem Dach des Fahrzeugs glänzten noch einige Tropfen.

»Soll ich fahren?« fragte Suko.

»Ja, ich hätte vielleicht Mist gebaut.«

»Das habe ich dir angesehen.«

Suko bekam den Schlüssel, öffnete den Wagenschlag, stieg aber noch nicht ein.

Ich bemerkte dies und fragte: »Was hast du?«

Suko holte tief Luft. »Es ist so«, sagte er. »Der Teufel hat es auf Sheila und Bill abgesehen, also auf die Conollys. Zwei aus dieser Familie hat er bereits bekommen, aber es gibt noch jemand.«

»Johnny!« stieß ich hervor.

»Genau. Und auch Shao. Die beiden sind allein…«

Plötzlich hielt uns nichts mehr. Es war eine Nacht, die dem Teufel gehörte. Und wie ich ihn kannte, nahm der Satan auch auf ein Kind keine Rücksicht, das hatte er schon hinlänglich bewiesen…

***

Shao fühlte sich einsam in dem Haus!

Sie war eine kleine Wohnung gewohnt, doch nun mußte sie auf ein Gebäude achtgeben, das einige Male so groß war wie ihr Apartment, welches sie mit Suko teilte.

Sie saß im Wohnraum, hatte die Rollos vor die Fenster fahren lassen

und wartete. Es brannten nur wenige Lichter. Die sie umgebende Stille drückte wie eine Last. Aber es ist in einem Haus nie so recht ruhig. Hin und wieder bewegte sich etwas. Da knackte es, da klapperte es mal, und immer dann schreckte Shao hoch.

Eine beklemmende Furcht schnürte ihr Herz zu. Shao redete sich ein, daß überhaupt kein Grund vorhanden war, dennoch wollte dieses Gefühl einfach nicht weichen.

Um überhaupt etwas zu tun, erhob sie sich aus dem Sessel, verließ den Raum und schlug den Weg zu Johnnys Zimmer ein. Die Tür war nicht geschlossen. Halb stand sie offen, und durch den Spalt konnte Shao in das Zimmer hineinschauen.

Es fiel noch genügend Licht von der Diele in den Raum. Johnny lag auf dem Bett und schlief. Seine Decke hatte er zur Seite getreten, das rechte Bein war angewinkelt, in einer Hand hielt er seinen Lieblingsteddy.

Shao lächelte. Sie war froh, daß der Kleine so fest schlief. An ihm waren die Spuren der schrecklichen Ereignisse bisher fast spurlos vorübergegangen.

Auch Nadine sah sie.

Die Wölfin lag auf dem Boden, hatte ihren Kopf gedreht und blickte träge zur Tür, wobei Shao ihre Augen leuchten sah.

Obwohl Nadine bewegungslos lag, wußte Shao, daß sie sehr scharf achtgab. Sollte die geringste Störung eintreten, war sie sofort da. So leise, wie sie gekommen war, zog sich die Chinesin auch wieder zurück und ließ die Tür weiterhin offen.

Freude wollte bei ihr nicht aufkommen, obwohl sie sich wegen Johnny keine Sorgen zu machen brauchte. Aber da gab es andere, um die sie sich sorgte. Wie mochte es Sheila und Bill ergehen? Auch Suko und John? Die beiden waren zu einem Friedhof gefahren, und Shao wußte sehr genau, daß Friedhöfe oft schreckliche Geheimnisse bargen.

Sie hatte Zombies und Ghouls erlebt und schüttelte sich, wenn sie daran dachte.

In den Wohnraum zurückgekehrt, nahm sie wieder dort Platz, wo sie schon einmal gesessen hatte. Sie schenkte ihr Glas mit Orangensaft fast voll. Sie trank ihn in durstigen Zügen, griff zur Fernbedienung und stellte die Glotze an.

Durch irgend etwas mußte sie sich einfach ablenken.

Das Gesicht eines Nachrichtensprechers erschien. Was er vorlas, war nicht dazu angetan, Shaos Laune zu heben, deshalb schaltete sie um, erwischte einen alten Schwarzweiß-Film, dessen Inhalt ihr aber auch nicht zusagte.

Shao stellte den Apparat wieder ab. Jetzt wartete sie.

Und die Minuten wurden lang. Abermals hörte sie es überall knacken und knistern, und je mehr Zeit verstrich, um so größer wurde ihre

Nervosität.
Sie glaubte, den Schatten des Teufels zu spüren, und ein Frösteln rann über ihren Körper.
Plötzlich schreckte sie hoch.
Ein Geräusch war an ihre Ohren gedrungen. Tappende Schritte, die sich dem Wohnraum näherten. Ein Erwachsener war es nicht, der da kam, und Shao stand auf.
Sie richtete ihren Blick auf die offene Wohnzimmertür und sah Johnny den Raum betreten. Er war noch sehr verschlafen, rieb seine Augen und zog die Nase hoch.
Sofort lief Shao auf ihn zu, kniete sich vor ihn und nahm ihn in die Arme.
»Was ist denn los, mein Kleiner?«
»Ich kann nicht schlafen«, quengelte Johnny.
»Und warum nicht?«
»Ich träume so komisch.«
»Was träumst du denn?«
»Von Daddy und Mummy.«
Shao schluckte und räusperte sich danach die Kehle frei. Sie konnte verstehen, daß der Junge so reagierte, und sie wußte im Augenblick nicht, was sie machen sollte.
»Möchtest du etwas trinken?« fragte sie.
»Ja.«
»Warte, ich hole dir ein Glas.« Shao ging in die Küche und kam mit Traubensaft zurück.
Johnny befand sich nicht mehr allein im Wohnraum, die Wölfin hatte sich zu ihm gestellt. Sie wich dem Kleinen nicht von der Seite und beschützte ihn in allen Lagen.
Shao reichte Johnny das Glas. Er umfaßte es mit beiden Händen, führte es an den Mund und trank den Saft in langen, durstigen Zügen. Erst als das Glas leer war, gab er es Shao zurück. Sie stellte das Gefäß auf einen Tisch.
»Jetzt gehst du aber wieder ins Bett, nicht wahr?«
»Nein.« Seine Stimme klang weinerlich.
»Und warum nicht?«
»Ich habe Angst.«
Shao lächelte. »Aber Johnny, du brauchst doch keine Angst zu haben. Wirklich nicht.«
Johnny fing an zu schluchzen. In seine Augen traten Tränen, und er schlang seine Arme um Shao. »Ich möchte, daß Daddy und Mummy zurückkommen«, sagte er.
Obwohl Shao selbst nach Heulen zumute war, mußte sie den Jungen erst trösten. »Klar, mein Kleiner, das verstehe ich. Mummy und Daddy werden auch bald zurücksein.«

»Wirklich?«
»Ich verspreche es dir. Aber jetzt muß du schlafen. Du kannst doch nicht die ganze Nacht aufbleiben.«
Johnny nickte.
Shao stand auf, nahm die Hand des Jungen und wollte sich umdrehen, als sie das drohende Knurren der Wölfin vernahm.
Die Chinesin zuckte zusammen und schaute auf das Tier.
Steif und mit abgespreizten Pfoten stand Nadine auf der Stelle. Ihren Blick richtete sie dorthin, wo das große Fenster lag, das an der Seite auch eine Tür zur Terasse besaß. Die Scheiben waren nicht zu sehen, weil Shao die Rollos runtergelassen hatte. Doch sie begriff. Wenn sich Nadine so auf das Fenster konzentrierte, mußte sich dahinter innerhalb des Gartens etwas abspielen.
Lauerte dort jemand?
Shaos Herz schlug plötzlich schneller, und Nadine blieb nicht mehr auf dem Fleck, sondern bewegte sich mit schleichenden Schritten in Richtung Fenster.
Johnny stand ebenfalls noch im Zimmer. Shao dachte auch nicht daran, ihn wegzuschaffen, sie spürte nur, daß sich etwas Entscheidendes hinter dem verschlossenen Fenster anbahnte.
Nadine blieb stehen.
Sehr weit hatte sie ihr Maul geöffnet,, und das aus ihm schwingende Knurren war drohender geworden. Es klang aggressiv, angriffswütig, das Fell war gesträubt, und wenig später sah Shao das Schimmern sowohl auf dem Rollo als auch auf der Fensterscheibe.
Es war ein gelblich weißes Leuchten, und es veränderte sehr schnell seine Form.
War es zunächst nur ein Kreis gewesen, so wurde es nun größer und wirkte in die Länge gezogen. Allmählich schälten sich die Umrisse zweier Menschen hervor.
Mann und Frau!
Sheila und Bill!
Shao wollte es kaum glauben. Ihr Herz raste, es war der freudige Schreck, der sich dafür verantwortlich zeigte, bis die Ernüchterung eintrat. Shao dachte darüber nach und fragte sich, wie es den beiden gelingen konnte, durch ein geschlossenes Fenster zu schreiten.
Als Menschen schafften sie so etwas nicht!
Wohl als Höllenwesen!
Als Shao so weit gedacht hatte, war ihr klar geworden, in welch einer Gefahr sie und Johnny schwebten. Wenn die Eltern des Jungen zu den Dienern des Teufels gehörten, nahmen sie auf ihren Sohn keine Rücksicht. Soweit kannte sie sich in der Schwarzen Magie aus.
Aber was sollte sie tun?
Da standen plötzlich zwei Gegner vor ihr, und sie betraten das

Wohnzimmer.
Die beiden streckten ihre Hände aus und berührten sich. So dokumentierten sie eine Gemeinsamkeit, und sie gingen tiefer in das Zimmer hinein, wobei Johnny ihr Ziel war.
Da gab es noch Nadine Berger.
Nicht umsonst hatte die Wölfin so laut geknurrt, denn ihr war die Gefahr schon vorher aufgefallen.
Das Tier hatte bemerkt, daß mit Sheila und Bill etwas nicht stimmte, und es reagierte.
Nadine schlich zurück. Ihr Ziel war Johnny, und vor dem Jungen stoppte sie, wobei sie sich hinsetzte.
Nadine hockte wie ein Denkmal. Sie war bereit, alles für den Jungen zu tun.
Sheila und Bill lächelten. Sie hatten überhaupt keinen Blick für Shao, und ihr fiel auf, wie falsch das Lächeln der beiden Freunde in diesem Augenblick war.
Ihre Blicke glitten zwischen den Eintretenden und dem kleinen Johnny hin und her. Mit jedem Schritt, den das Ehepaar näherkam, verdichtete sich für Johnny die Gefahr.
Sheila war es, die redete. »Hallo, Johnny«, begrüßte sie ihren Sohn.
»Willst du nicht zu uns kommen? Und freust du dich nicht, deine Eltern zu sehen, wo wir doch so lange weg waren?«
Johnny schien ein gutes Gespür zu besitzen. Er verfiel in keine Euphorie, so sehr er sich auch nach seinen Eltern gesehnt hatte, das Gegenteil trat ein.
Einen Schritt ging der Junge zurück, hob seinen Arm und hielt ihn vor das Gesicht. »Geht weg!« rief er. »Geht doch weg! Ich will euch nicht sehen.«
»Aber Johnny«, sprach Bill. »Wir sind doch deine Eltern…«
»Nein, ihr seid es nicht!« Shao hatte nicht länger an sich halten können und die Worte ausgestoßen. Und sie wandte sich an Johnny. »Lauf fort!« rief sie. »Nimm Nadine mit!« Sie selbst blieb auch nicht stehen, sprang vor und warf sich zwischen Bill, Sheila und Johnny. Da blieb sie stehen, breitete die Arme aus und hörte hinter sich das gefährliche Knurren der Wölfin.
Wie zwei Geister standen Sheila und Bill vor ihr. Shao wollte nicht glauben, daß sie normal waren wie immer, und sie warf sich gegen sie, wobei die Chinesin die Arme ausbreitete, so daß sie Sheila als auch Bill berühren konnte.
Das schaffte sie.
Dann erfolgte die Gegenreaktion.
Für einen Moment schien Shaos Gestalt zu zerfließen. Sie wurde durchsichtig und schien sich in ihre Atome auflösen zu wollen, bis sie sich ebenso rasch wieder zusammenfügte und Shao mit einem

Wehlaut auf den Lippen zu Boden sank.
Neben dem Tisch blieb sie in verkrümmter Haltung liegen.
Sheila und Bill hatten freie Bahn.
Gemeinsam gingen sie einen Schritt vor. Ihre Blicke bohrten sich in Johnnys Gesicht.
»Komm zu uns, Kleiner. Wir wollen dich mitnehmen.« Abermals streckten sie ihre Arme aus.
In diesem Moment sprang die Wölfin!

***

Daß Suko nicht nur seine Harley Davidson meisterhaft beherrschte, sondern auch autofahren konnte, bewies er mir in dieser Nacht. Er jagte den Bentley durch das nächtliche London, daß es eine wahre Pracht war. Wieviel Profil dabei von den Reifen verlorenging, daran dachte keiner von uns, wichtig war nur, daß wir es rechtzeitig genug schafften.
Auf dem Friedhof waren wir zu spät gekommen, da hatte uns der Satan reingelegt, ein zweitesmal sollte ihm dies nicht gelingen. Deshalb diese Raserei mit Rotlicht und Sirene.
Wir glichen einem geisterhaften Schatten. Es waren nur wenige Fahrzeuge unterwegs, an ihnen huschten wir vorbei.
Kein Wort fiel zwischen uns. Ich durfte Suko auf keinen Fall ablenken, aber meine Gedanken drehten sich nur um dieses eine Thema.
Ich spürte dabei den Klumpen im Magen. Es war die Angst, die ihn zusammendrückte, und ich hätte mir gewünscht, in einer Rakete zu sitzen.
Hin und wieder schaute ich auf die Uhr.
Die Minuten verrannen. Alles ging viel zu schnell, und ich atmete zum erstenmal auf, als wir die Gegend erreichten, in der die Conollys wohnten.
In diesen schmalen Straßen herrschte überhaupt kein Verkehr mehr, dafür gab es enge Kurven, die Suko jedesmal mit radierenden Reifen nahm.
Noch eine Kurve.
Auch sie nahm Suko mit so hoher Geschwindigkeit, daß ich hart in den Gurt gepreßt wurde.
Dann endlich die Straße.
Noch einmal Gas, bremsen!
Der Bentley schleuderte ein wenig, kam vor dem Tor zum Stehen, und ich war schon aus dem Fahrzeug, als es sich noch in Bewegung befand.
Das Tor war verschlossen. Shao hatte es vom Haus aus zurollen lassen.

Wieder mußte ich klettern.
Als ich innerhalb des Grundstücks zu Boden sprang, hatte Suko mich ebenfalls erreicht. Gemeinsam kamen wir auf, schauten den Weg hoch und erstarrten für einen Moment.
Über dem Bungalow und aus der Dunkelheit heraus stachen zwei fellbesetzte Arme mit gewaltigen Pranken, die gegeneinander rieben.
Der Teufel rieb sich seine Hände!
Hatte er auch zum drittenmal gewonnen?

***

Für Johnny tat Nadine Berger alles. Da setzte sie ihr Leben ein, um ihn zu retten.
Sie hatte sehr viel Kraft in den Sprung gelegt, kam auch gut weg und wuchtete den Körper auf Bill und Sheila zu.
Shao hätte ihr eigentlich eine Warnung sein sollen, daran dachte Nadine nicht. Für sie gab es nur Johnny, den sie retten mußte.
Und sie geriet wie auch die Chinesin zuvor in den Kreis der teuflischen Magie. Doch bei ihr reagierte sie anders. Die Gestalt der Wölfin spaltete sich.
Plötzlich schwebten zwei Personen in der Luft. Genau dort, wo sich Bill befand, leuchtete für einen Moment der Tierkörper auf. Ein Stück weiter die Umrisse einer Frau.
Die echte Nadine!
Ihr Geist schwebte im Zimmer, denn die finstere Kraft hatte es geschafft, beide zu trennen. Es war nicht das erstemal, daß so etwas passierte, und wiederum erlebte Nadine höllische Qualen.
Zwei Schreie gellten durch das Zimmer!
Der eine, aus dem Tiermaul dringend, glich dem Heulton einer Sirene, während der andere Schrei hoch, spitz und grell aufklang, wobei er von der Qual zeugte, der Nadines Geist empfand.
Beide Schreie vereinigten sich zu einem einzigen, der ein schauriges Echo erzeugte.
Johnny war ausgewichen. Er hatte den Kopf zurückgelegt und wußte nicht, wohin er zuerst schauen sollte. Auf seinem Gesicht zeichneten sich Angst und Unglauben ab. Erstickt klingende Laute drangen über seine Lippen, und er formte ein Wort.
Dabei rief er nicht seine Eltern, sondern den Namen der Wölfin.
»Nadine!«

***

Und diesen Ruf vernahmen auch wir.
Suko und ich waren wie die Sprinter durch den Garten gestürmt. Es interssierte uns nicht mehr, ob sich der Satan weiterhin die Hände rieb, wir wollten retten, was noch zu retten war. Die Haustür war verschlossen, aber wir trugen den passenden Schlüssel bei uns.

Ich bebte und zitterte, es gelang mir nur mit Mühe, das Schlüsselloch zu finden, dann rammte ich die Tür so heftig auf, daß sie mit der Klinke gegen die hinter der Tür stehende Wand donnerte.

Wir waren im Haus.

Links von uns lag der Wohnraum.

Aus dieser Richtung schwangen uns auch die mörderischen Schreie entgegen.

Diesmal war ich noch schneller als Suko, stürmte durch den Flur, erreichte die offene Tür zum Wohnraum, um, wie vor eine Wand gerannt, stehenzubleiben.

Das Bild war schrecklich.

Ich sah Shao am Boden und den kleinen Johnny, der seine Arme vor das Gesicht gerissen hatte. Ich sah auch seine Eltern, die von Nadine, der Wölfin, angesprungen wurden.

Aber es war nicht allein die Wölfin. Das Tier war in einen magischen Ring hineingeraten, der es zu vernichten drohte. Es hatte sich geteilt.

Der Tür mehr zugewandt, sah ich ihren Geistkörper, so wie ich ihn damals kennengelernt hatte, als es um das Todesopfer der Clarissa ging.

Daneben befand sich der Körper des Wolfs. Beide standen in der Luft und wirkten wie eingefroren.

Wahrscheinlich würde der Teufel sie vernichten, aber noch war es nicht soweit, und ich griff zum letzten Mittel.

Ich schleuderte mein Kreuz.

Genau hatte ich gezielt. Er mußte den magischen Strahl durchschneiden, der die beiden Körper praktisch in der Schwebe hielt.

Das Kreuz tat mir den Gefallen. Es blendete wie ein heller Spiegel, ich starrte in einen rasenden Wirbel, der ebenso rasch wieder zusammenfiel, wie er aufgeflammt war.

Zurück blieb - Nadine, die Wölfin!

Der Tierkörper mit dem rotbraunen Fell lag auf dem Rücken. Die Pfoten zuckten, aus dem Maul drangen klagende Laute, und das Fell des Tieres zeigte sich struppig.

Ich kniete mich neben sie. Meine Hände fuhren in das Fell, ich redete mit beruhigenden Worten auf sie ein, während sie sich allmählich erholte.

Noch jemand sprach.

Es war Suko. Er kniete neben Shao, hatte die Hände gegen ihr Gesicht gepreßt und atmete auf, als die Chinesin die Augen öffnete. Sie lebte noch.

Sheila und Bill waren verschwunden. Die Magie des Kreuzes hatte sie vertrieben, aber ich war sicher, daß beide nicht aufgegeben hatten. Sie würden zurückkommen und versuchen, Johnny ebenfalls zu holen, denn der Satan war unersättlich.

Hinter mir hörte ich tappende Schritte. Johnny kam. Aus großen Augen schaute er mich an. »Onkel John«, flüsterte er, »ich habe Daddy und Mummy gesehen.«

»Ja, das hast du, mein Kleiner.« Mit kratziger Stimme gab ich die Antwort.

»Aber warum sind sie wieder gegangen?«

Weil ihr Platz beim Teufel ist! Diese Antwort verschwieg ich, obwohl sie den Tatsachen entsprach.

Erst Sheila, jetzt Bill. Wen würde sich der Satan als nächsten holen? Ich schaute auf mein Patenkind, las das Vertrauen in seinen Kinderaugen und hoffte, daß ich es niemals enttäuschte…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 211 »Das Geistergrab«